

Starnberg am See, 14.9.1950

Lieber Herr Philippi,

ich höre mit Bedauern, daß Sie ein Gegner der 800-Jahrfeier sind und auch Herr Soß bei der großen Kundgebung am 22. Oktober in München nicht sprechen will, obgleich er doch das Zeug hat, in der dort erforderlichen volkstümlichen Weise unsere Landsleute mitzureißen.

Ich gebe Ihnen hier zu lesen, was ich Herrn Reimesch über die Auslassungen Ihres Bruders zur Frage unserer Einstellung zum deutschen Staat geschrieben habe. Ferner überreiche ich Ihnen die Durchschrift eines an Molitoris gerichteten Briefs, der seine Einwendungen gegen die 800-Jahrfeier beantwortet. Ich habe nichts dagegen, wenn Sie diese Durchschrift Ihrem Bruder zuschicken, nur bitte ich Sie, vorher Herrn Soß meine Ausführungen lesen zu lassen, und schließlich bitte ich um Rücksendung der Durchschrift nach einigen Wochen.

Ich brauche hier über die 800-Jahrfeier nichts zu sagen. Alles was ich vorzubringen habe, ist in der Durchschrift zu finden. Aber ich will nicht verschweigen, daß ich sehr froh wäre, wenn Sie sich entschließen könnten, die Angelegenheit mit meinen Augen zu sehen. Ich versichere Sie, daß ich mir alles sehr genau überlegt habe. Leid tut es mir, Sie niemals sprechen zu können. Ich habe kein Geld, bin jederzeit in Gefahr, wirtschaftlich zu versacken. Die Vorstellung, auch nur zwei Monate finanziell gesichert zu sein, hat für mich etwas Märchenhaftes. Darum kann ich mich aber auch in die Lage der Flüchtlinge hineindenken, von denen die Mehrheit ohne Lebenssicherung lebt und ohne festes Einkommen von dauernder Gewißheit.

Für die Einladung zum letzten Theologentreffen habe ich Ihnen nicht gedankt. Entschuldigen Sie es mir bitte! Kommen konnte ich ja des leidigen Wetters wegen nicht, obschon ich gern gekommen wäre, weil ich meine, eine Aussprache wäre vielleicht fruchtbar gewesen, für mich, aber auch für die anderen, wenn ich einiges dazu beigetragen hätte, was mir wichtig erscheint. Ich habe den Eindruck, als werde in den geistigen Kreisen der jüngeren Leute unserer geflüchteten Landsleute zuviel geredet und zu wenig getan. Das ist ja das Kennzeichen der ganzen deutschen Jugend, die durch ihre Erlebnisse und die Siegerbeschuldigungen verwirrt in einem Zustand unschöpferischer, wirklichkeitsfremder Überlegungen verharret, die oft geradezu spießbürgerlich anmuten. Allerdings glaube ich, daß der Tiefpunkt überschritten ist.

Ich grüße Sie freundlich und wäre dankbar, wenn Sie mir bald antworten wollten.

Alles Gute von Ihrem

2 Beilagen

ikgs

Sehr geehrter Herr Dr. Zillich!

Sie sind mir hoffentlich nicht böse, dass ich Ihre an mich gerichteten freundlichen Zeilen vom 14.9. erst heute beantworte. Es wäre falsch, wenn Sie aus meinem Säumen den Schluss ziehen wollten, es hätten mich die von Ihnen angeschnittenen Fragen nicht sehr beschäftigt. Ich habe die Durchschläge Ihrer Briefe an Generaldechant Molitoris und an Reimesch (Stellungnahme zu den Ausführungen meines Bruders) aufmerksam gelesen, meinen Freunden Soos und Schneider auch vorgelesen und erst, nachdem ich sie mir kurz exzerpiert hatte, an meinen Bruder weitergeleitet. Der Grund, dass ich bis heute nicht antwortete, liegt vielmehr einfach in der Tatsache, dass ich keine Zeit dazu hatte. Ihr Brief erreichte mich auf dem Weg zum Bahnhof, als ich zur Tagung der Bayer. Landessynode fuhr: sechs sehr anstrengende Tage, die aber nicht nur mir persönlich wertvolle und stärkende Erkenntnisse und Erlebnisse bedeuteten, sondern mir auch für unsere Arbeit an unseren Landsleuten grosse Hoffnung machen. Hierüber will in den nächsten Tagen an unsere Hilfskomiteeleitung schriftlich berichten - wie ich Reimesch während der Tagung ja auch immer wieder eingehend Bericht erstattete - und ich hoffe auch die Herrn des Vorstandes unseres Verbandes überzeugen zu können, dass für uns nicht nur das Geld wichtig ist, dass uns die Kirche für unser Hilfskomitee zur Verfügung stellt (wie das einmal geäußert wurde), sondern dass wir hier eine von grossem Vertrauen erfüllte Zusammenarbeit finden können, die uns die Möglichkeit der seelsorgerlichen Arbeit an unseren Landsleuten gibt. Wie ich mir diese Arbeit denke, soll in dem Bericht ^{über Rothenburg} ausgeführt werden. Ich wäre froh, wenn Sie dann auch die Notwendigkeit und Wichtigkeit dieser Arbeit anerkennen könnten.

Ich bedauere es ausserordentlich, dass ich nie Gelegenheit habe, Sie persönlich zu sprechen. Ich bin überzeugt, dass eine Aussprache manche Voreingenommenheit auf Ihrer Seite leicht zerstreuen könnte, die wohl nicht nur den Pfarrern gegenüber (hier ist es wirklich schwer, ihre Haltung allgemein verteidigen zu wollen), sondern auch dem Willen unseres Kreises und, was mich verständlicherweise am meisten schmerzt, meiner eigenen Person gegenüber bestehen. Für das letztere (Misstrauen gegen meine Person) habe ich keinen Anlass es bei Ihnen selbst zu vermuten, auch nicht beim Vorsitzenden Reimesch, mit dem ich mich in Rothenburg und in Bayreuth sehr freundschaftlich ausgesprochen habe, wohl aber bei andern Mitgliedern des Vorstandes. Ich erfuhr davon schon vor

der Synode und hätte meine Berufung durch den Landeskirchenrat nicht angenommen, wenn nicht, 1./der Vorsitzende Reimesch als Vorsitzender des Hilfskomitees mir ausdrücklich sein Vertrauen hierzu ausgesprochen hätte und 2.) wenn bei Ablehnung meinerseits ein anderer Vertreter unserer Landsmannschaft hineingekommen wäre. Das aber wäre nicht der Fall gewesen, da ich unter den fünf Berufenen und den fünf Ersatzleuten der einzige Sachse war. Es ist auch sehr bedauerlich, dass Sie nicht zu unserer Besprechung in Rothenburg kommen konnten. Aus der Stellungnahme zu den Ausführungen meines Bruders wird mir erneut deutlich, wie förderlich Ihre Anwesenheit unserer Diskussion gewesen wäre, ebenso wie mir das gelegentlich bei einem Besuche, den Staedel mir nach Rothenburg machte, für seinen Beitrag klar wurde. Er hat mir seine Bereitschaft zur nächsten Tagung zu kommen ausgesprochen. Von Ihnen möchte ich es auch hoffen. Und nicht nur unserer wegen, weil wir durch Sie bereichert würden. Ich bin so vermessen zu glauben, dass auch Sie manche ~~Ihre~~ Ihrer Urteile (besser: manche Ihrer Verurteilungen) als einseitig erkennen würden. Darum gehen doch seit mehr als zwei Jahren meine Anstrengungen, unsere geistigen Menschen (Sie nennen sie "die Landsleute, die sich über unser Los Gedanken machen") zusammenzuführen. Und ich will nicht sagen, ich sei stolz darauf, bin aber froh, dazu beigetragen zu haben, dass zum mindesten unsere Theologen heute alle zusammengefunden haben (von Elsholz und Gusti Schmidt bis zu Csaki und Henrich ~~Fund~~ und ich darf auch Arnold Roth und Staedel insoweit einschliessen, als beide bereit waren und sind, sich in unsere Reihe zu S stellen, und der ganze Kreis Rothenburg den Wunsch hatte, sie mit eingeschlossen zu wissen), dass Erich Roth -der ja kein Barthianer ist, sondern ein solcher Nadescher Sachs (auch in seinen theologischen Ansichten) dass wir Kronstädter ihm für sein Sächsisch-reden mit den Bauern beschämt danken müssen -mit Reimesch an einem Tisch sass und unser "Selbstverständnis" zu klären sich bemühte und nachher mit ihm Versammlungen hielt. Es schmerzt mich aber ebenso, dass mein geradezu eiferndes Bemühen um Teilnahme eines Vertreters der Münchener Verbandsleitung (ich schrieb an Hamrich als Exponenten der Zeitung) vergeblich blieb und dass keiner der eingeladenen Aerzte etc auf die Einladung reagierte. Ich werde meine Bemühungen in dieser Richtung fortsetzen. Ich will auch den Kreis nicht mehr theologischen, sondern "evangelischen Arbeitskreis" nennen, um so auch äusserlich zu den Boden anzudeuten, auf dem wohl jeder von uns Heimatrecht hat. Das Thema steht noch nicht fest, ich denke etwa an "~~das~~"

an "das soziale Leben"- doch ~~das~~ werde ich darüber noch zeitgerecht Umfrage halten.

Es ist nicht richtig, dass wir in Rothenburg die Entdeckung gemacht hätten, dass die Arbeit nach aussen und die Arbeit nach innen zusammen gehören- das gäbe Ihnen mit Recht eine Handhabe, sich hierüber zu moquieren. Dieses so formulierte Ergebnis ~~aus~~ stammt aus dem von Reimesch verfassten, von uns nicht gewünschten und ausserdem noch sehr gekürzten Bericht in der „Siebenb. Zeitung“. Wir und ich persönlich -schätzen die Arbeit nach aussen sehr richtig ein und wollen sie in keiner Weise verkürzen. Wir -stellen uns auch selbst, soweit wir Gelegenheit dazu haben, in diese Arbeit hinein. Ich bitte Sie aber zu bedenken, dass auch diese Frage der Mitarbeit in München anders aussieht als in der Provinz. Ich musste selbst erleben, wie ein Kollege von mir in Bayreuth den Vorsitzenden fragte: Was er denn tun könne -er möchte so gerne mitarbeiten? Reimesch konnte ihm keine Antwort geben. In einer ähnlichen Lage sind auch viele unserer Pfarrer überall im Lande. Ich will Sie nicht in Bausch und Bogen verteidigen. Manche haben uns vergessen. Aber mancher von ihnen fährt Jahr für Jahr zu seinen alten Kierdhenkindern /Rottmann zu seinen Lechnitzern, Mökesch zu seinen Deutsch-Zeplingern, auch Elsholz, auch Schmidt Gusti, der ja auch aus lauter Sturheit seine Anstellung in der bayer. Landeskirche verscherzt. Und der Vorwurf, die Pfarrer oder wohl auch wir Lehrer kümmern- könnten uns nicht in sie hinein-denken, weil wir unser sicheres Einkommen hätten, ist derartig, dass ich Sie schon um die Erlaubnis bitten muss, ihn nicht ernst nehmen zu müssen. Man könnte ihn widerlegen, indem man rein prozentuell feststellte, wieviel vom Hundert der Festangestellten ~~mit~~ mittun und wieviel vom Hundert der Nichtgesicherten. Ich weiss, dass auch Ihr Herr Schwager in dieses Horn bläst und bin von seiner Seite zu Ostern deutlich auf meine beneidenswerten Einkommen- und Pensionsverhältnisse hingewiesen worden. Aber ich habe ein gutes Gewissen in dieser Beziehung: ich fuhr schon im Jahre 1947 und 1948 mit dem Fahrrad von Dorf zu Dorf und sammelte die Landsleute, führte Versammlungen durch /Arbeit nach aussen! /und Weihnachtsbescherung im Lazarett vor der Währungsreform, während ich unterernährt von meinen Marken lebte, als andere Leute nur im Schwarzhandel aufgingen. Glauben Sie mir, Herr Doktor Zillich, dass ich das Glück das in meiner „Verbeamtung“ gewiss drinsteckt/ obwohl ich neugierig wäre, wie Sie es in dieser auch finanziellen Enge aushielten/ wohl zu schätzen weiss. Aber Sie müssen auch wissen, wie ich selbst oft mit mir ringe, wenn ich vor die Landsleute treten soll aus dieser Sicherheit heraus. Als ich

keine "sichere Anstellung hatte und von Frau und Kindern getrennt war, war es leichter. Ich schätze also diese Arbeit nach aussen, in Theorie und Praxis und bitte nur die Herrn von der Aussenfront genau so auch die Bedeutung der Seelsorge zu erkennen. Es ist aber so, dass die Arbeit nach aussen, die Wahrung unserer Flüchtlingsinteressen, tatsächlich von wenigen Menschen am richtigen Platz gemacht werden kann. Ob sich der einzelne Landsmann wirtschaftlich über Wasser hält und durchsetzt, wird dann im Wesentlichen von seiner eigenen Tüchtigkeit abhängen. Diese ist aber in weitem Masse vorhanden. Viel schwerer ist es für ihn, sich weltanschaulich zu behaupten. Denn er ist nicht nur aus seinen äusseren Sicherungen gerissen, sondern auch sein durch Sitte, Brauch und Überlieferung geformter und festgelegter innerer Standort ist ihm schon in der Zeit Andreas Schm. und nachher vollkommen zerschlagen worden und diese geistige Heimatlosigkeit ist m.E. viel gefährlicher und kann auch nicht von einer noch so guten Führung wieder beseitigt werden. Hier braucht es Mitarbeiter noch und noch, stille und verantwortliche Arbeit, Seelsorge - einmal gar nicht nur theologisch aufgefasst. Zu dieser Arbeit braucht es gemeinsame Besinnung: sie ist das Ziel unseres Kreises. Und darum verfängt der Vorwurf, es würde zu viel theoretisiert, hier nicht. Wenn man sich zu dieser Besinnung einmal oder zweimal im Jahr zusammen findet, so kann man gar nicht tief genug gehen, denn aus diesem Grund soll ja ein erfülltes und hingabebereites Leben wachsen. Die Fragen unserer Zeit und die Fragen unseres eigenen Standpunktes, das Grundfinden in einer Wertordnung, die uns auch heute noch tragen und uns die innere Kraft für die noch mögliche Bewährung geben kann, ist nicht so einfach, dass man auf solche Besinnung /die man meinetwegen "Theoretisieren" nennen mag/ verzichten könnte. So erscheint es mit, auch auf die Praxis unseres Verhaltens im Alltag gesehen, beachtlich, dass wir alle in Rothenburg, unbeschadet des theologischen und des früheren parteipolitischen Standpunktes, uns darauf einigen konnten, dass in unserer volksskirchlichen Lebensordnung - deren Lebenskräfte wir uns ja neuerlich lebendig machen wollen, zur Stärkung unserer Landsleute! - eine Gewichtsverlagerung, eine Überbetonung des Völkischen vor sich gegangen war, die auch Staedel mir gegenüber zugab. Diese klare Erkenntnis wird uns den Weg zu dem reinen Grund viel leichter machen. Wir werden nach solcher Besinnung die wahren Werte umso entschiedener verfechten, wir werden den Weg in die hiesigen Gemeinden leichter finden, wir werden aber auch den Anschluss an die überstaatliche und über-völkische Ordnung, die auch Sie kommen sehen, leichter finden. - Im übrigen haben wir gerade in Rothenburg auch einige bescheidene Wege gefunden, die aus dem Theoretisieren /wie Sie sagen/, aus der Besinnung /wie ich es nennen möchte/ heraus zu tätiger Seelsorge führen sollen. Sie werden davon auch in meinem angekündigten Bericht hören.

In der Einschätzung der Wichtigkeit unserer Arbeit für die Flüchtlinge, wie Sie sie formulieren, weiss ich mich mit Ihnen vollkommen einig. Ich unterschreibe Ihre diesbezüglichen Ausführungen vollinhaltlich. Ich verurteile es, dass man hier leise tritt und nicht unternimmt, um unsere Rechte zu sichern und alle Möglichkeiten zu unseren Gunsten auszunützen. Ich bestreite aber ebenso entschieden, dass das lange Nichtstun eine Auswirkung der Weisheit war, man müsse jedes Aufsehen vermeiden, oder gar auf die von Hermannstadt ergangenen Weisungen zurückzuführen sei. Wenn die Kräfte, die heute zu politischer Aktivität drängen, gegenüber dem alten Hilfskomitee diesen Vorwurf erheben, so entstellen sie die Wirklichkeit. Man muss sich daran erinnern, dass eine solche Arbeit auf ^{etwas} parlamentarischem Boden und allem, was damit zusammenhängt, erst seit ^{etwas} einem Jahr möglich ist, dass wir auch schon unter Dr. Appel in den damals gegebenen Stellen vertreten waren und z.B. bei den vergebenen Siedlungsplätzen prozentuell besser beteiligt wurden als andere Gruppen, und dass wohl eine über das Charitative hinausgehende Arbeit ausser von wenigen Personen/die Sie "theologisch verbrämte Leisetreter" nennen/nirgend grundsätzlich abgelehnt wurde. Jeder vernünftige Landsmann war immer der Meinung, dass jede Möglichkeit der Hilfe ausgenützt werden müsse. Es handelt sich also nicht um eine entscheidende und grundsätzliche Wendung, sondern lediglich um die selbstverständliche Ausnützung früher nicht gegebener Möglichkeiten. Ich bestreite es, dass wir an unseren Flüchtlingen schuldig geworden sind, weil wir schwiegen und nicht vom ersten Tage an so tätig gehandelt haben wie die anderen Flüchtlingsgruppen: von uns sind nicht mehr Flüchtlinge in den Baracken und im Abgrund des Zerfalls geblieben, sondern weniger, als von den anderen. Sie fordern, es müsse etwas Entscheidendes geschehen. Auch damit bin ich einverstanden, es ist mein eigener heisser Wunsch. Ich kann aber nicht zugeben, dass die "800-Jahrfeier" dieses "Entscheidende" wäre, ebenso wie ich Reimesch sagen musste, als er mich bat, meine Bedenken im Interesse "der grossen Sache" zurückzustellen, ich wusste nicht, wie so diese Feier "die grosse Sache" sein könnte.

Durch Ihre ausführliche Darstellung ist es Ihnen wohl gelungen, manche Sorge zu zerstreuen, die ich mir im Zusammenhang mit der Feier machte. Ich glaube wohl, dass ich allem, was Sie dort über unsere Leistung und unser Selbstverständnis sagen werden, werde zustimmen können. Ich teile auch im Wesentlichen Ihre Ansicht über unser Verhältnis zum deutschen Staat - wenn ich es mir auch versagen muss, der Verlockung nachzugeben, auch den von meinem Bruder aufgeworfenen Fragen nachzuspüren. Aber ich frage mich trotzdem: 1./ Was nützt diese Feier unseren Leuten? 2./ Wer beschützt uns bei noch so klugen und abgewogenen Reden vor Missdeutungen? Ich glaube nicht, dass

wir durch eine grosse öffentliche Feier einen einzigen Freund in massgeblichen Stellen des Staates gewinnen, den wir nicht schon vorher als Freund gehabt hätten. Ich glaube, dass, trotz aller Betonung der Mittlerrolle zwischen Ost und West, eine solche Kundgebung bei Teilnahme von Bundesministern und Landesregierung als eine Kundgebung für den Westen ausgelegt wird, die wir in solcher Lautstärke nicht nötig haben. Dass wir damit den Leuten zu Hause schaden, nehme ich nicht an. Hierin stimme ich Ihnen zu, dass deren Schicksalsweg mit oder ohne unser Zutun gestern und heute vorgezeichnet war und ist. Aber wir schaden unseren Leuten hier, wenn wir eventuell die Situation herbeiführen, dass die Angehörigen zu Hause genötigt werden, uns offiziell als Vortrupp der Feinde der grossen, aufbauenden Völkergemeinschaft des Ostens hinzustellen und -sagen wir nur die briefliche Verbindung zwischen uns und den Angehörigen in der Heimat eingestellt oder auch nur erschwert wird: für Viele würde damit der letzte Halt verschwinden, den sie noch besitzen.

Ich habe von einem Freund in Kronstadt, dem ich von unseren Rothenburger Gesprächen vorsichtig berichtete, eine sehr ernüchternde Antwort bekommen. Die Quintessenz: das ganze Reden des Westens, auch unseres, nützt nichts. Das Leben unserer Leute zu Hause hat keinen Sinn mehr, wenn wir im Westen ihm keinen geben. Wir hätten die Möglichkeit dazu, aber nicht mit Reden und Konferenzen.... Das heisst also nicht "vermittelndes Element zwischen Ost und West", sondern sehr eindeutig Westen! So eindeutig und mit solchem Sinn, dass es erst recht nicht zu öffentlichen Kundgebungen ermächtigt. Ausserdem erscheint es mir eine innere Unaufrichtigkeit zu sein, wenn wir meinen ein Bekenntnis zum Abendland heute mit einer solchen Mittlerrolle verbinden zu wollen.

Das Gedenken an unsere 800 jährige Leistung, das Erinnern unserer Flüchtlinge und Kinder daran, was wir sind, ist ein selbstverständlicher Vollzug der Ehrfurcht, der Selbstachtung und der flüchtlings-/politischen?/ Betreuung. Unterschreibe ich. Ich will selbst unsere Landsleute hier zu einer solchen Besinnung versammeln. Und ich halte es für notwendig, diese Besinnung überall in aller Stille zu tun. Aber ich bin gegen eine laute und offizielle Kundgebung. Sie nützt niemand, sie kann aber unendlich viel schaden. Ihre Abhaltung mit der Notwendigkeit zu begründen, uns unseren Platz und unsere Bedeutung innerhalb der Flüchtlingsstellen und bei den Regierungen zu sichern, halte ich für einen Sophismus. Unsere Leute bedürfen der Aufpulverung-ja, aber ich warne vor allem, was als Propaganda ausgelegt werden könnte, auch wenn ich deshalb als "theologisch verbrämter Leisetreter" bezeichnet werden sollte. Sie wissen noch, wie warm und wie begeistert

7
ich Ihr Buch "Wir Siebenbürger" begrüsst habe. Genau so warm begrüsse ich jede Besinnung auf das, was wir sind und was wir haben. Aber die geplante Feier muss ich nach wie vor ablehnen.

Es ist nicht Rechthaberei, wenn ich hier darauf hinweise, dass das von mir vorgeschlagene, von der Hauptversammlung gutgeheissene und vom Ausschuss dann abgesetzte grosse Sachsentreffen mehr inneren Segen gebracht hätte. Ich hoffe den Nachweis erbringen zu können, dass der Hinweis /um nicht zu sagen: Ausrede/ auf die unerschwinglichen Kosten eines solchen Planes aus der Luft gegriffen ist: es brauchte gar nichts zu kosten! Ich komme wieder mit der Sache, für 1951! Aber bei dem jetzigen Plan der 800-Jahrfeier scheinen mir die xTausender von Bonn eine gewichtige Rolle zu spielen.

Die Berufung der Verbandsleitung auf zustimmende Ausserungen zum Plan der Feier, sogar aus Österreich, erscheint mir gefährlich. Abgesehen von der Fragwürdigkeit demokratischer Legitimierung überhaupt scheint mir in diesem Fall und bei unserer Vertretung -sei es im Verband oder im Hilfskomitee- eine solche Berufung besonders fraglich. Mir jedenfalls sind bisher nur ablehnende Stimmen zu Ohren gekommen.

Wenn ich nun in diesem Brief verschiedentlich meine von Ihnen abweichende Meinung niederschreiben musste, so habe ich doch das Vertrauen, dass Sie darüber ~~nicht~~ doch das Überwiegen der gemeinsamen Ansichten und Bestrebungen erkennen werden. Ich sehne mich nach einer Aussprache mit Ihnen und hoffe doch, dass wir /vielleicht zusammen/ einmal alle Landsleute, die zu gemeinsamem Nachdenken und Handeln bereit sind, zu einer Freizeit sammeln können. Ich habe meinen hiesigen Bekannten, Herrn Dr. Fritz Müller aus Römerstadt /Mähren/, beneidet, der gelegentlich einer Singwoche am Starnberger See mit Ihnen zusammen sein konnte. Er ist Ihnen für Ihren Besuch dort in der Scheune dankbar und bat mich, Ihnen seine Grüsse auszurichten. Auch freute es mich, von ihm zu erfahren, dass Sie samt Gattin zu den Festspielen fahren konnten. Indirekt bestätigte mir diese Nachricht auch das Wohlergehen Volkmars, den ich zu grüssen bitte.

Ihnen und Ihrem Haus die herzlichsten Grüsse von

Ihrem Hans Philipp

Schweinfurt, 3. Oktober 1950.

Auf fremder Maschine von ungeübten Fingern getippt, die um Entschuldigung bitten.

ikgs

Starnberg 5. Oktober 1950

Herrn
Studienrat Hans Philippi
Schweinfurt

Lieber Herr Philippi,

ich bedaure es, Ihren ausführlichen, mir sehr willkommenen Brief nicht so eingehend beantworten zu können, als er es verdient, aber ich habe augenblicklich zu viel zu tun, nicht zuletzt mit der Festrede, und hoffe überdies, Sie bei unserer 800-Jahrfeier zu sprechen. Wir wären dann in der Lage, vieles mündlich rascher zu erledigen, als es brieflich geschehen kann.

Ich möchte Sie hier bloß versichern, daß ich mich Ihnen gegenüber von jeglicher Voreingenommenheit frei weiß und daß Sie mir heute ebenso sympathisch sind wie früher. Ich habe auch im Gespräch mit den führenden Herren des Verbandes keine gegen Sie gerichteten unfreundlichen Gefühle feststellen können. Es ist zwar wahr, daß dort der Theologenkreis ungefähr so eingeschätzt wird, wie man gemeinhin Parlamente beurteilt, aber das bezieht sich weder auf Ihre Person, noch auf alle Pfarrer. Wie ich Ihnen schon schrieb, würde ich an einem der Pfarrertreffen gerne teilnehmen und hoffe, daß es sich im nächsten Jahr verwirklichen läßt. Ich verstehe auch, was Sie über die Notwendigkeit der Seelsorge bei unseren Landsleuten äußern, hier freilich muß ich einwerfen, daß ich bisher die Durchführung vermisste.

Was die 800-Jahrfeier anbelangt, so möchte ich Ihnen zunächst berichten, daß ich, begleitet von den Herren Tittes und Hammrich, vor einer Woche an der Grenze mit den Pfarrern Molitoris und Scherer eine vielstündige Aussprache hatte, bei der ^{es} gelungen ist, die Befürchtungen des Herrn Generaldechanten so weitgehend zu mindern, daß er schließlich gegen das Fest keine Einwendungen mehr vorbrachte, ohne es freilich ausdrücklich zu bejahen. Mich erfreute die Begegnung auch deswegen, weil wir übereinkamen, hinkünftig eine engere Verbindung mit den Landsleuten in Österreich zu halten. Es stellte sich ja leider heraus, daß

weder wir noch sie über das genau unterrichtet sind, was dort und hier getan und geplant wird.

Wenn ~~vi~~ unter uns durchwegs das unmittelbare Empfinden herrschte und nicht so viel Mißtrauen mitspielte, wäre es wohl niemals zu Einwendungen gegen die 800-Jahrfeier gekommen. Es ist doch selbstverständlich, daß wir am 800-jährigen Bestand unseres Volksstammes nicht schweigend vorüber gehen können, sondern das einzigartige Ereignis würdigen müssen. Aber leider neigen Sachsen dazu - so war es schon zuhause - Selbstverständlichkeiten so lange hin- und herzuwenden, bis sie zu einer Art Kinderschreck werden. Untersucht man die Besorgnisse mit Ruhe und Sachlichkeit, entdecken ~~die~~ *zweifler* ganz erstaunt, daß sie Schatten an der Wand sahen. Bei solcher Betrachtung wird auch gegen unser Fest nichts einzuwenden sein.

Meine briefliche Bemerkung, daß die Festrede unsere Vermittlerrolle zwischen Ost und West berühren werde, braucht Sie nicht stutzig zu machen. Es ist mir natürlich klar, daß wir zwischen zwei Übeln das kleinere wählen müssen, also den Westen; Sie kennen mich, ich bin ein Mensch des Abendlandes. Ich werde die abendländische Bedeutung der siebenbürgischen Geschichte deutlich genug herausstellen, und ob ich darauf hinweise, daß die Mehrheit unserer Landsleute heute eine Art Vermittlerrolle zwischen Ost und West spielen muß, weiß ich noch nicht; es wird sich bei der Niederschrift zeigen, inwieweit ich die dafür geeignete Formulierung finde; vielleicht lasse ich diese übrigens lediglich rhetorische Bemerkung fallen.

Ich wiederhole: es würde mich freuen, wenn Sie an der Feier teilnehmen wollten. Sie werden sich dann überzeugen können, daß sie keine Befürchtungen verdient hat.

Mit herzlichem Dank für Ihre freundlichen Grüße, die ich erwidere,

Ihr

i k g s

Schweinfurt, 11. Oktober 1950.

Sehr geehrter Herr Dr. Lillich!

Herzlichen Dank für Ihr Schreiben vom 5. d. M. und
Ihre Versicherungen des Verständnisses und der Sympathie sogar!
Nur daß Sie sich noch von Mißtrauen, Zweifel und dämonischer Neigung
Selbstverständlichkeiten zu zerreden sprechen - da fühle ich mich nicht
getroffen. Dieses wird nicht meine Gründe gewesen vor Ihrem Act des
Gedenkens an unseren 800-jährigen Bestand zu warnen. Ich bitte mich gerade
ein, gegen diese Anschauungen anzukämpfen und zu praktischem Arbeit
zu rufen u. sie auch selbst zu tun. Ich bin schon überzeugt, daß wir uns
ni Gründe verstehen und bei einer Aussprache nicht so aneinander vorbei
reden werden.

Nunmehr bedauere ich so, Ihnen zunächst keine Gelegenheit zu
haben. Für 800 Jahre hinaus komme ich aus verschiedenem Gründen
nicht: auch meine Kasse erlaubt mir solche Sprünge nicht und
außerdem wäre ich dem Wirbel des vorgehenden Programms und der vielen

alten Freunde (die ich so gerne sähe) wohl geehrt zu den notwendigen
ausgewählten Besprechungen keine Zeit. Wenn die Tage zu fern hinaus
aber in München zu bleiben, wäre unmöglich, da ich eben erst für die
Synode 5 Tage Urlaub hatte. So wünsche ich - trotz meiner Gegnerschaft
der Feiern einen schönen Verlauf. Ich werde im Gedanken dabei sein. Hoffent-
lich behalten Sie Recht mit Ihrer Ansicht über die möglichen Folgen und den
erwarteten Erfolg.

Beiliegend darf ich Ihnen die mir übersandten Drucksalais Ihrer
Briefe an Retnersch und Molitoris zurücksenden, dazu einen
Brief meines Bruders, den er mir zur Weiterbeförderung zusandte.

Mit herzlichsten Grüßen verbleibe ich Ihr

Klaus Philippson

i k g s

Starnberg a. See 13. Okt. 1950

Herrn
Studienrat Hans Philippi
S c h w e i n f u r t

Lieber Herr Philippi,

eben traf Ihr Brief ein, den ich in aller Eile beantworten möchte, doch ohne auf das Schreiben Ihres Bruders einzugehen, da ich es noch gar nicht gelesen habe. Ich spare mir die Lektüre bis nach Fertigstellung meiner Festrede auf, an der ich noch etliche Tage werde schwitzen müssen.

Ich möchte Ihnen nur sagen, daß ich es ehrlich bedaure, von Ihnen ~~gehört~~ jetzt nochmals erfahren zu haben, daß Sie an der Feier nicht teilnehmen wollen. Ich möchte Sie zum zweitenmal beschwören, das Fest zu besuchen, wenigstens die Veranstaltungen am Samstag. Es liegt mir viel daran, daß gerade Sie anwesend sind. Ich glaube auch, wir werden Gelegenheit haben, miteinander zu sprechen, und sei es auch bloß eine Viertelstunde in der man sich bei einiger Konzentration schon über vieles klar werden kann. Bleiben Sie gar am Sonntag hier, so haben wir ganz bestimmt Zeit genug füreinander. Vielleicht lockt es Sie, wenn ich Ihnen mitteile, daß Volkmar Fromm am Sonnabend und Sonntag auch da ist. Sie könnten Ihren alten Wunsch erfüllen und sich mit ihm aussprechen. Überdies werden Sie viele Bekannte, auch aus Österreich, antreffen.

Um aus meinem Herzen keine Mördergrube zu machen, sei Ihnen verraten, daß ich gerne hörte, wie Sie meine Rede beurteilen, die ich gegebenenfalls vielleicht einmal in Ihrer Gegend wiederholen könnte.

Mit vielen herzlichen Grüßen

i k g s Ihr

Starnberg am See, 4.11.1950

Lieber Herr Philippi,

Sie haben sicher vernommen, welch ein großer, jede, auch die kühnste Erwartung übertreffender Erfolg unsere 800-Jahrfeier war. Ich hatte am Erfolg nie gezweifelt, aber dessen Ausmaß überwältigte mich. Der Eindruck auf die Landsleute wird Ihnen unmittelbar von Besuchern geschildert werden. Der Eindruck auf die Gäste zeigt sich noch heute in immer neuen Ausdrücken. Die Sprecher der Landsmannschaften, die Minister und Staatssekretäre, auch Bundeskanzler, äußerten eine Kundgebung von solcher Würde und solchem Niveau hätten sie selten erlebt.

Damit haben wir das Gewünschte erreicht: wir sind aus dem Dunkel der Bedeutungslosigkeit, aus dem spießbürgerlichen Eingeducktsein und Herungerede und aus dem Winkel einer bloß sozialen Wirksamkeit, deren Notwendigkeit ich natürlich nicht leugne, herausgetreten und haben uns geistig durchgesetzt. Wir sind wieder als etwas Einzigartiges sichtbar. Das wird unserer praktischen Arbeit mehr als alle bisherigen Bemühungen nützen; ja, der greifbare Nutzen ist schon da.

Heuß bewies mit seinem Erscheinen und Sprechen beim Empfang, daß eine 800-jährige große Geschichte eines noch so kleinen Stammes verdient, vom Oberhaupt Deutschlands gewürdigt zu werden. 800 Jahre sind eine Spanne, vor der man sich verneigen muß. Das war jedem der Gäste klar, und ich glaube, auch jeder Landsmann, der daran gezweifelt hatte - warum, ist unbegreiflich - kann es nicht mehr bestreiten, wenn er an der Feier teilnahm. Man darf seine Väter anrufen in einer großen Stunde. Wir hatten das Recht und mehr: die Pflicht dazu. Das gab der Feier ihre einzigartige Bedeutung, ihre unwiderholbare Würde.

Es könnte Ihnen, weil ich die Festrede hielt, erscheinen, als lobte ich mich. Ich war nur Werkzeug, freilich mit Aufbietung all meiner sprachlichen Kraft. Ich hatte Wochen an der Rede gearbeitet. Es steht darin kein Satz, der nicht zwanzigmal überlegt, ungeändert und schließlich in die Form geprägt wurde, die ihm über das Inhaltliche hinaus auch eine höhere sprachliche Macht verlieh. Das geschieht bloß, wie in Dichtungen, wenn ^{sich} Verstand, Geist, Herz und das Gefühl unbedingter Notwendigkeit vereinen.

Ich hatte gewußt, daß es auf mir stand, den Rang zu erreichen, der in diesem Fall erforderlich war, unserer Geschichte gegenüber, der Ehrfurcht genügend, aber auch gegenüber den Binnendeutschen. Meine Rede sollte auch ^{hier} geistig klärend wirken, einmal was die Beurteilung von uns anbetrifft, dann die Beurteilung aller Ostdeutschen und ihrer abendländischen Aufgabe, zuletzt aber sollte sie überdies mithelfen, die gesamtdeutsche Klärung zu fördern. Dieses letzte Ziel bestand freilich nur darin, mitzuhelfen, in den Fluß der Gesundung einige Tropfen zu schütten, und es so zu tun, daß kein Widerspruch geweckt wurde.

Hätte ich vorher gesagt, was ich wollte, so wäre ich nur schwer verstanden worden. Die Abhalter - im Sinne v. L. Roths - hätten zu zittern begonnen. Die Verbandsleitung vertraute mir. Sie wollte die Ahnen ehren und uns aus der Belanglosigkeit heben. Es ist mehr gelungen. Es war eine deutsche Kundgebung, an der niemand kritteln kann. Und darum bin ich sehr froh, wenn ich auch fast einen ganzen Monat meiner Berufsarbeit darüber verloren habe, die Rede zu schreiben. Am frühesten war ich nach jenem schönen 21. Oktober vorgestern, als Brigitte Usaki und Coulin in München erschienen, um die Gegensätze zwischen Stuttgart und München auszugleichen. Ich bin nicht Mitglied des Exekutiv Ausschusses des Verbands und nahm an der Aussprache nicht teil, aber ich hörte, daß sie fruchtbar war, und ich bin überzeugt, daß die Gegner der Feier werden sich jetzt fragen, was ich schon vorher fragte, warum sie eigentlich von diesem Ereignis ferngeblieben sind und warum sie dagegen waren. Doch das ist nun nicht mehr wichtig. Wir müssen vorausschauen. Der Aufschwung, den uns die Feier brachte, soll fruchtbar werden.

Ich bedaure, daß Sie bei der Feier gefehlt haben. In Worten ist nur ein Teil ihres Eindruck festhaltbar. Sie mußte erlebt werden, und sie hat das Kennzeichen wirklicher Erlebnisse: sie ist ein einmaliges Ereignis gewesen.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

i k g s

Starnberg am See, 24. Juli 1951

Lieber Herr Philippi,

man kann es den Theologen nie recht machen. Kritisiert man an der Kirche, so ärgern sie sich. Lobt man die Kirche, so sollte man meinen, sie freuten sich. Gefehlt! Sie ärgern sich auch.

Ich ließ Ihnen neulich meinen Aufsatz über die siebenbürgische Volkskirche zugehen. Als ich ihn schrieb, ahnte ich schon, was die Pfarrer sagen werden. Die Antwort kam von Georg Möckel, der sie freilich nicht mir, sondern der Zeitschrift "Zeitwende" schickte, ich weiß nicht, ob mit der Absicht, daß die dort veröffentlicht werde. Der Schriftleiter überreichte sie mir mit der Bitte, Möckel zu schreiben, was ich getan habe, und zwar sehr ausführlich, weil es mir daran liegt, die Frage wirklich ins rechte Licht und aus dem Zwielficht der Zeitbefangenheit zu rücken, die bei den Theologen besonders kräftig mitwirkt. Es wäre mir lieb, wenn Sie sich die Mühe nehmen wollten, sowohl den Brief von Möckel zu lesen als auch meine Erwiderung, die Sie bitte behalten wollen, denn es könnte möglich sein, daß auf der nächsten Zusammenkunft sächsischer Theologen diese Sache zur Sprache kommt, und dann habe ich nichts dagegen, wenn Sie meinen Brief verlesen, damit alle darüber herfallen. Vielleicht wird dabei doch einer stutzig. Den Brief von Möckel erbitte ich allerdings recht bald zurück, denn ich habe mir von ihm keine Abschrift gemacht.

Mit herzlichen Grüßen und einer Empfehlung an Ihre Frau wie immer
Ihr

2 Beilagen

ikgs

Jhennifurt, 4. August 1959
Kik. Hofmannstr. 41

Lieber Herr Dr. Zillech!

Schon lange bevor ich Ihren Brief erhielt, wollte ich Ihnen schreiben und Ihnen Freude und Zustimmung zu den Ausführungen Ihrer Frankfurter Rede aussprechen, die Sie nun morgen in München wieder einem anderen Kreis vortragen werden. Es ist notwendig und wir müssen dankbar sein, daß Sie diesen politischen Tiefpunkt und Weyernung so starken Ausdruck geben.

Auch wollte ich Ihnen für die Übersendung Ihres Artikels in der „Zeitwende“ danken, den ich bewegt und erwidert gelesen habe. Sie zeichnen darin das Bild unserer Kirche, wie es in unseren Herzen lebt. Daß Sie dabei die demokratische Seite unserer Überzeugungen auch hervorheben, war mir eine persönliche Sonderpunk. Sie erinnern sich vielleicht, daß Ihnen gegenüber schon vor vier Jahren gerade dieses Thema für eine eingehende Darstellung empfahl, auf die wir immer noch warten. Auch die Herausforderung des Briefes von Matthias Claudius an seinen Sohn Johannes bedeutete mir eine große persönliche Freude: er gehört zu den mir liebsten Stellen unserer deutschen Literatur und ich habe mir oft schon gedacht, wenn ich einmal ein Schüler- oder jugend-heim eingerichtet hätte, ließe ich mir Sätze aus diesem Brief an die Wand schreiben. Das ja, daß man sein steht, wenn man sich ~~so~~ in Ihrem Aufsatz ein Bild unserer Kirche sehe, das sie so zeigt, wie sie war, schreibt auch mein Ja zu Vollkirche mit all ihrer Lebendigkeit, ihrer nachlosen Verbindung von demot und ewangelisch, ihrer Durchdringung des ganzen Lebens in Überzeugungen (Brudr-, Schwesternschaft), Körperschaften und Vereinen, ihrer Laienmitarbeit, ihrer Aufgeschlossenheit und ihrer Stärke mit ein.

Trotzdem wirft sich aber ein Fragezeichen setzen: Sie stehen all diesem gemilderten Vorzeichen unserer Kirche gegenüber, auf die wir mit Recht stolz sein dürfen (sofern unser Stolz nicht der gebotenen Dummheit entbehrt), auf dem Standpunkt, daß dies eine ideale Verkörperung wirklich lebendiger Gemeinde und Kirche war, die zu ändern - das sagen Sie nicht, aber das wird aus Ihren Ausführungen klar - niemand zu wünschen brauchte, wenn nicht äußere - politische und soziale - Umstände alles überhand hätten. Das Fragezeichen setzt sich hier: ob wir dem Sein nach zutreibt wirklich lutherische Christen waren, ob unsere Lebendigkeit in Gemeinden und in der Kirche wirklich eine Lebendigkeit des Glaubens war. In der dreimaligen Erwähnung

des Wortes „bizot“ (und dazu gehört auch „schicklich“ und „Verknüpfungen“) steckt eine Polemik, ein Angriff gegen andere Formen der Frömmigkeit drin. Ich habe das Lächeln über die „Bekehrten“, die „Bekehrten“ Thiers auch gekannt. Aber heute, glaube ich, gibt es keine ernstlichen Menschen mehr, die sich Christen nennen und über andere Leute lächeln, weil diese ein Gebetsleben führen oder Bibelstudien besitzen. Wir beneiden solche Leute eher wegen der großen Kraft, die ihnen geschenkt ist: sie haben vieles überstanden, was uns noch niedersieht in unserer ganzen Nerv-Vollstehbarkeit. Sicht war dieses vollstehbarkeits Leben, wie wir es kannten, und unser Mißtrauen gegen Schicklichkeit war auch echt. Warum erschien uns aber vieles als schicklich? Weil wir den Zwiespalt zwischen Wort und Tat sahen und nicht daran dachten, daß es ohne den unter uns Menschen gar nicht geht. Weil wir also von dem „Heiligen“ zu viel verlangten. So wenig aber ein Christenleben wegen dieses Zwiespalts restlos echt sein kann, ebensowenig kann auch das äußere (volles) Konkrete Leben echt sein, wenn bei ihm nicht die Buße und die Gnade mit zum echten Leben gehören. Alle Stärke und Sicherheit auch Luthers vor uns immer neuer innerster Erschütterung und Selbstprüfung geboren. In unserer bürgerlichen sahen Selbstgefälligkeit vor und ist uns hier fremd geworden. Hier muß unsere Heilbesinnung einsetzen, die darum all die erwähnten Züge unserer Kirche, zu denen ich mein volles Ja! sage, gar nicht ausschalten oder wissen will. Und aus diesem einen (allerdings wichtigen) Fragezeichen zu Ihren Ausführungen spricht somit das Bedauern, daß Sie diese Aufgabe unserer Kirche, die ja nicht erst von uns und erst heute erkannt, und die auch Knigge in anderem Zusammenhang von Hofrat Lige in einem Vortrag über „Tradition und Erneuerung“ herausgearbeitet wurde, nicht angedeutet haben. Gerade wenn wir uns, wie Sie sagen, von der Zeitbefangenheit freimachen wollen, müssen wir diese Prüfung und Erneuerung immer sehen. Und hier möchte ich zum Vorbehalt mahnen: ich denke nicht, daß die Theologen besonders zeitbefangen seien. Wir sind es alle, und oft die am meisten, die glauben es nicht zu sein, weil wir uns an Vorleser hängen.

So weit meine Stellungnahme nach primärem Lesen Ihres Aufsatzes. Und jetzt erst will ich Ihnen, was Michael sagt (es war nicht leicht, die Briefe Ihres Buches zu lesen, umgeben zu lassen!). - Man versteht es am besten, daß man selbst älter wird - ich habe auch schon die 40 erreicht. Jugend ist oft unvorsichtig und ungerecht. Wo ich ein Fragezeichen setze, um auf die Notwendigkeit hinzuweisen, daß die Vollstehbarkeit nicht nur als Hilfsorganisation, als Dienstleister des Volkes anerkannt

werden dürfe, sondern aus ihrem innersten Leben heraus das lebendige
Gemmen des Volkes werden müsse, das sie nicht immer war, — dazu muß sie aber
auch Ihr Ja zur Vollskirche sagen —, da verdammt er in seinem berechtigten
Anliegen der Verlegung des Schwergewichts auf das innere Leben der Kirche gleich
die ganze Vollskirche, für die sein Vater sich in wirklich herrlichen Worten, die
sie denn durfte, einsetzt. Es ist wahr, „wir lebten“ in der Vollskirche mehr als
die Kirche in uns. Es ist aber ungerecht, deswegen die großen (von Ihnen so lebendig
geschilderten) Vorzüge gerade dieser Vollskirche ganz zu übersehen, die uns vor
allen anderen protestantischen Kirchen gehandelt waren. Wir müssen auch
hier Gnade und Geduld, Verstärkung und Verheißung immer zusammen sehen.
Möckel hatte in Ihrem Aufsatz keinen Anlaß, die Frage des Nationalsozialismus,
Staedel u. ä. aufzurollen. Er polemisiert also im hauptsächlichsten Teil seines
Briefes mit einem nicht vorhandenen Gegner. Sie haben es vermieden, über
eine Wesensmitteilung hinwegzugehen. Und so wie Sie die Kirche schildern,
lebt sie tatsächlich in unseren Landeskirchen. Es hat also keinen Sinn, hier
eine Polemik heranzutragen, die nicht herausgefordert war und die auch
fruchtlos ist. Wir Älteren können allerdings solches Mißverständnis verhindern,
wenn wir selbst den Ansatz zur Neubestimmung geben oder zugeben. Gerade
Möckels Bruder hat im Zusammenhang mit meinem Briefwechsel Referat
ganz richtig hervorgehoben, daß es bei uns nicht um Fragen der Kontroverse,
sondern um die Frage der Liebe gehen müsse. Das sollten wir uns alle sagen lassen.

Was ich persönlich in diesem Zusammenhang, wie schon früher manch-
mal in Verbindung mit Annahmenseitungen über Staedel (mit Reinisch,
Emil Roth, Scheerer, Csaki und Staedel selbst) so sehr bedauere, ist die Tatsache,
daß ich über den ganzen Ablauf der Ereignisse so wenig weiß / oder so viel vergessen
habe?; daß ich da kaum mitreden kann: letzten Endes auch ein Symptom
für die „Lebenslosigkeit“ unserer Kirche damals. Wir kamen ohne sie aus, als das
volle ihre Stütze nicht mehr zu brauchen meinte; daher die schwache
Resonanz auf das, was damals geschah. —

Nachdem nun auch Ihre Erwiderung an M. gelesen. Ich wäre
so glücklich, wenn Sie mich auch so gut verstehen würden wie ich Sie zu verstehen
meine! Den größten Teil Ihrer Ausführungen stimme ich vollkommen zu.
Einige Vorurteilserkenntnis (wie in Ihrem Aufsatz in „Erzähl“ und „Sachverhalt“)
steht auch hier drin, wenn Sie von den Theologinnen „Moden“ doch m. E. zu ~~denken~~

herabsehend sprechen. Wir müssen diese dauernde Erneuerung, die ja zum Leben in der Kirche mitbestimmt, doch ersther sehen und auch begreifen. Beharren auf einem Standpunkt ist nicht immer ein Vorzug. - Wir dürfen auch nicht einen Strich gegen unsere Volkstheorie und den deutschen Kirchen ziehen - es gibt keinen ja nur eine Kirche, und außerdem haben wir (hat die Kirche) doch immer aus dem deutschen Protestantismus gelebt und wird es wohl auch weiterhin tun. Da sind wir alle Glieder eines Körpers. - Gerade weil ich selbst aber viele Ihrer Verräther an die deutschen Kirchen, ihr Leben und ihre Praxis und besonders ihre Pfarrer, teile - die Verkämpfer, die frommen Werke (die uns vielleicht oft mehr noch als solche erscheint als sie es wirklich ist), ihr Eifer, ihr Aufgehen im Schuldgefühl - möchte ich sie bitten, diese Verräther nun ihrerseits nicht zu überleben. Vor allem sie nicht auf unsere Pfarrer zu übertragen und von aus solchen Gefühlen heraus Ihre Mitarbeit zu versagen. Ich bin ja kein Theologe, wenn ich auch im Zusammenhang mit meinen Bemühungen oft in einem Topf mit den "Pfaffen" geworfen werde - diesen Ausdruck haben Sie übrigens diesmal kein einzigesmal gebraucht, dafür den Ehrentitel "Bettorben" - und wäre sehr dankbar, wenn Sie unseren Einladungen zu den theologischen Freizeiten doch einmal folgen würden. Hier wollen wir sie mit einer Sitzung des Vorstandes verbinden. Es ist mir ein altes, Antiquum gerade all das einmal gemeinsam herauszuarbeiten, was an lebendigen Christentum in unseren Ordnungen und Sitten lebte (verdecktes christliches Glaubensgut), und andererseits aus gemeinsamer Befahrung auch unsere Kritik am deutschen Kirchentum leben zu prüfen und zu formulieren. In aller Brüderlichkeit. Auf der Synode im September soll ich einen von mir vorgelegenen Abend, "Die Kontraktionen unserer Vertriebenen" erläutern - da will ich gerade diese Dinge auch ansprechen. Und gerade darum möchte ich mich nun schon seit Jahren, unsere Pfarrer nicht in Verbindung mit unserer sächsischen Tradition und unter uns unsere Leute zu bringen, sondern habe die Hoffnung, daß es da immer besser wird, nachdem wir doch schon schon ein Dutzend unserer Pfarrer und einige Kirchenkongressen dafür gewonnen haben.

Zu der erwähnten Vermittlung, Sprügel-Schmidt müsse sich eine Richtungsrichtung bei uns gesucht haben, möchte ich mir sagen, daß ich dies begreife. Ich glaube, daß von unseren Landeskirchen außer mir niemand in engerer Verbindung mit ihm steht. Aus Äußerungen, die er im Zusammenhang mit Staedel und Molitor gesprochen hat, scheint er mir ähnlich wie einige jüngere sächsische

Studenten und Pfarrer diese uns bekannte anti-vollskirchliche Einstellung zu haben und z.B. den Vorwurf des DC gegen Stadel auch zu verstehen. (Trotzdem habe ich in der Freizeit, zu der Spiegel-Schnitt als Referent kommt, wie immer auch Stadel wieder eingeladen und bin entschlossen dafür zu sorgen, dass er als Redner aufgenommen wird, wenn er kommt.) Insoweit dazu bei Spiegel-Schnitt noch schwäbische Reminiscenzen kommen (ob Komplexe), weiß ich nicht. Von Ihrem Artikel machte er mir gesonderte Erwähnung, als ich ihm von Brühlbrühl erzählte. Danach war diese von Ihnen erwähnte Sache wohl schon vorbei. - Jedenfalls hatte ich auch in meinem theol. Kreis sehr entschieden für unsere vollskirchliche Tradition ein, die ich allerdings immer aus ihrem lebendigen Grund erneuern muß (es ist mir gelungen, nicht nur bei Spiegel-Schnitt, sondern auch bei der bayer. Landeskirche manche Aussicht über uns mit neuen Impulsen zu öffnen.) Ich weiß nicht übrigens in dieser Einstellung von Dr. Dr. Roth unterstützt.

Nicht ganz richtig bin ich mit Ihrer Beurteilung der kirchlichen Haltung des Andreas Schnitt-Lente. Diese kann man doch nicht mit "Klingeln" wie der Sonntagabend in Konstanz oder der Bürgerabend in Hermannstadt gleichsetzen. Das war schon ein gefühlsreinerer Gift!

Die erwähnte Episode aus meinem Brühlbrühler Referat sollte nicht etwa besagen, daß ich nationalsozialistische Überzeugungen und Christentum für damals unvereinbar hielt. Ich hoffe, daß Sie mich da nicht falsch verstanden. Im übrigen halte ich mein Referat nicht für das letzte Wort in dieser Frage (nicht einmal meinerseits) und bin für jede weiterführende Kritik, deren ich schon manche erhielt, dankbar. Aber im wahren Sinne des Wortes "fortlaufende" Erfolg bei einigen deutlich "erschrockenen" Herren konnte ich zu schon in Brühlbrühl bemerken. Es war vielleicht wirklich eine Art Strafwirkung - aber ein solcher Schock könnte vielleicht doch auch heilsame Folgen haben.

Zum Schluß möchte ich noch einmal meine herzlichste Einladung zu nächter Freizeit wiederholen.

Ich bitte Sie, mich Ihren Gattin und Tochter zu empfehlen und grüße Sie, auch von meinem Fam. herzlich. Ihr
Hans Philipp

Starnberg am See, 6.9.1951

Lieber Herr Philippi,

von verschiedener Seite wird mir berichtet, daß bei der Tagung der Hilfskomitees in Ratzeburg Dozent Roth erklärt habe - und zwar in Gegenwart von Vertretern der DP-Kirchen, Ausländern und sogar vor Angehörigen der Länder, die heute die Fremdherrschaft in Deutschland ausüben - wir Sachsen hätten zwei Organisationen im Inland, die eine sei braun, also offenbar unsere Landsmannschaft, die andere, also Scheiner, Ein-Dutzend-Mann-Verein, sei superbraun. Ich entsinne mich, mit welcher Empörung Roth seinerzeit beim Appel-Konflikt Appel verurteilte, daß dieser einem Kirchenvertreter gegenüber auf Henrichs SS-Vergangenheit hingewiesen hatte. Er empfand es als Denunziation, wobei ich ihm nicht entgegentrete.

Es wird mir weiter berichtet, Herr Krim, irgendein Kirchenmann aus Stuttgart, der mir nur bekannt ist, weil er Staedel verdächtigte, er sei als Bischof vor den Russen ausgerissen, habe ^{Frankfurter} meine Rede, was ihm unbenommen sei, kritisiert und dann in der Aussprache gesagt, der junge Möckel sei von ihm zu mir geschickt worden, um mich wegen dieser Rede auszuhorchen oder zu stellen, und ich hätte ihn zwischen Tür und Angel kurz abgespeist. Tatsache ist, wie Sie wissen, daß Möckel von mir ungewöhnlich ernst genommen wurde und daß ich ihm auf seine kurze Kritik an meinem Aufsatz über unsere Landeskirche einen vielseitigen Brief schrieb, daß Möckel im Zusammenhang mit dieser Korrespondenz zu mir kam, wobei er mir nichts sagte, daß ihn sein "Zieh-vater" Krim geschickt habe, daß ich stundenlang mit ihm sprach, ihn zum Essen einlud, was er abschlagen mußte, da er schon anderswo eingeladen war, und daß ich den jungen Kerl noch bis zu seinem Gastgeber bergauf und bergab begleitete. Es hat also entweder Möckel oder Krim gelogen.

Ich wende mich an Sie, zum erstenmal mit der Bitte um einen freundschaftlichen Brief, weil ich weiß, daß Sie mich nicht anlügen und keine der Ausflüchte machen, die ich leider - dies aus keiner Kirchenfeindlichkeit, sondern aus Erfahrung gesprochen - bei Pfarrern so oft erlebt habe. Bitte sagen Sie mir, was Roth wirklich gesagt

und ob er es wirklich fertiggebracht hat, seine eigenen Landsleute als „Nazis“ zu denunzieren, obgleich er doch, wenn er die Dinge ruhig betrachtet, dazu keinen Anlaß hat, und wenn er einen Anlaß hätte, es vor Ausländern nicht sagen dürfte, da er damit seine Landsleute ans Messer liefern kann.

Weiter bitte ich Sie, mir Krims Äußerung über mich zu berichten. Was er über meine Frankfurter Rede sagte, interessiert mich nicht. Ich weiß, daß es Theologen gibt, denen die Existenz der Völker und die Treue zum Volk unerträglich ist, weil sie, was immer sie sich vor-
machen mögen, ein Kirchenregiment wollen und jeden, der dies durch-
schaut, für gestrig erklären, obgleich sie vom Wandel der Gegenwart
darüber belehrt sein müßten, wie sie ins Wesenlose fallen. Es in-
teressiert mich nicht, was Krim über meine Gedanken sagt, wohl aber,
was er über Möckels Besuch erzählte.

Ich bin Ihnen gegenüber ganz offen, ich kann mich - was ich Sie un-
bedingt vertraulich zu behandeln bitte - auf meine Gewährsmänner
nicht berufen, die zum Teil Angestellte der Hilfskomitees sind und
befürchten müssen, entlassen zu werden, wenn ich ihre Mitteilungen
verwerte. Dabei sind sie berechtigt, mich zu unterrichten, weil ich
Vorstandsmitglied unseres ~~Komitee~~ Komitees bin und ein Recht habe,
unterrichtet zu werden, aber Sie werden diesen Männern, die Einblick
in die kirchlichen Dinge haben, ihre Angst nicht ausreden, also
muß ich mich an Sie wenden, mir genau zu sagen, was Krim sagte. Ich
würde, wenn Sie es mir berichten, Ihren Namen nicht erwähnen, wenn
ich Krim oder Möckel stelle - denn das tu ich unbedingt. Aber ich
will ganz sicher gehen, daß das, was mir erzählt wurde, auch wahr
ist, und darum bitte ich Sie, es mir zu bestätigen oder zu be-
zweifeln.

Und noch eine Bitte habe ich. Sie kennen mich, wissen, wie ich den-
ke, denn ich habe ~~kein Hehl daraus gemacht~~, Sie zum Mitwisser meiner
Gedanken ~~zu machen~~, schon seitdem ich Roth vorwarf, daß er seine
Gemeinde beim Nahender Russen verließ. Viele meiner Briefe, auch
solche, die ich anderen schrieb, schickte ich Ihnen in Abschrift.
Sie müssen mich kennen. Also: halten Sie es ~~mit~~ meine Ehre vereinbar,
daß ich einem Komitee ^{vorstand} noch weiter angehöre, dessen Vertreter bei
einer Tagung Vorwürfe gegen mich anhören, ohne für mich einzutreten,
was ich - vor Fremden! - niemals getan hätte, wenn es sich um ein
anderes Ausschußmitglied gehandelt hätte? Mit Gerede über den rech-
ten Glauben ist mir bei Männern nichts gelungen, die keine Treue
kennen und die selbstverständliche Herrenpflicht, für einen angegrif-
fenen Mitarbeiter einzutreten, nicht kennen. Ich habe keine Möglich-
keit, festzustellen, was in Ratzeburg geschah, weil ich nicht dort

war. Ich muß darum im Vertrauen auf Sie die Entscheidung Ihnen überlassen. Es ist eine freilich peinliche Frage, die ich an Sie richte, aber es bleibt mir nichts anderes übrig. Es hilft mir nichts, daß, wie ich höre, Leute anderer Volksgruppen für mich eintraten. Es handelt sich um die Siebenbürger Sachsen, zu denen ich gehöre. Verstehen Sie mich bitte recht, ich wende mich nicht gegen eine sachliche Kritik an mir, ich wende mich gegen unwahre Behauptungen, und unwahr ist, was Krim im Zusammenhang mit Möckels Besuch bei mir vorbrachte, und völlig unerhört ist Roths Denunziation unserer Landsmannschaft, ja selbst für Schëiner trete ich hier ein, obgleich ich mein Urteil über ihn seit mehr als 15 Jahren fertighabe.

Sie müssen mir in diesen beiden Sachen helfen. Wenn es Ihnen peinlich ist, mir ohne Roths Kenntnis zu antworten, so gebe ich Ihnen gerne meine Einwilligung, ihn diesen Brief lesen zu lassen, wobei ich hinsichtlich der einen Briefstelle, wo ich um Ihr Vertrauen bat, das seine ebenfalls voraussetze.

Ich schreibe Möckel vorerst nicht, den ich als Sohn meines Freundes mit aller Herzlichkeit aufnahm. Es wird von Ihrer Antwort abhängen, was ich ihm schreibe und zugleich Krim.

Ich will Ihnen wirklich nichts Unbilliges zumuten, aber Sie und ich sitzen im Hilfskomitee auf einer Bank. Sie haben es miterlebt, wie mich die jungen Pfarrer fast mit Gewalt nötigten, dort Platz zu nehmen, obgleich ich Ihnen deutlich sagte, mit welchem Mißtrauen ich der neutheologischen Richtung gegenüberstehe, nicht aus Kirchenfeindschaft, im Gegenteil, sondern weil ich meine Menschenkenntnis nicht abwürgen kann, ~~sondern~~ und weil ich das Verkrampfte ihrer Haltung spüre, den ungeheueren selbstauferlegten Zwang zu glauben, was die meisten nicht ehrlich glauben. Ich bedauere es sehr, daß ich bisher keine Möglichkeit hatte, mit diesen Männern ein oder zwei Tage in einem wirklichen Gespräch zuzubringen, aber ich hatte die Möglichkeit wirklich nicht. Ich erhalte augenblicklich immer noch ziemlich viele Menschen, ich muß arbeiten wie ein Karrengaul, ich habe niemand, der mich meiner Gedanken wegen finanziert und reisen läßt, ich bin da, wenn es not am Manne ist, aber ich bin fast zu Tode gehetzt und arbeite nicht einen Tag weniger als zehn, aber meist zwölf und vierzehn und fünfzehn Stunden. Dabei sitzen Tag um Tag junge Leute bei mir, aus allen Weltgegenden, ich habe entsetzlich viele Besuche, ich schrieb im Vorjahr drei Tausend Briefe, ohne Hilfskraft. Ich kenne keinen Urlaub. Ich klage nicht, aber es ist schwer für mich,

mich aus diesem Betriebe freizumachen, um zu Ihren Kreis zu eilen.
Ich weiß gut, daß ich, wäre ich einmal dort, mühelos vieles klären
könnte, was gegen mich braut. Eines aber muß ich verlangen, was ich
selbst sofort täte, daß man für mich steht, wo ich nicht anwesend
bin. Ich bin unter den Sachsen nicht ein irgendjemand, sondern habe
durch Werke den Anspruch, daß man vor Fremden mich nicht ohne ~~Einspruch~~
Einspruch unverteidigt läßt. Ich will aus dem Komitee scheiden, wenn
ich merke, daß dort plebejischere Gesinnung herrscht.

Ich wende mich also nur an Sie. Bitte sagen Sie mir, was geschehen
ist, und was Sie, wenn Sie sich in meine Lage versetzen, tun müßten.
Das tu ich.

Ich grüße Sie herzlich

als Ihr

ikgs

Ausbach, 14. 9. 1951.

Lieber Herr Dr. Zöllich!

Es ist mir sehr peinlich, daß Sie in diesem wichtigen Jahre so lange auf Antwort warten mußten. Ihr Brief hat mich, als er kam, zunächst geängstigt, so daß ich am liebsten kopierte hätte. Es ist das verständlich, daß Sie von dem mit mir verknüpften Wunsche antworten muß! Ich stand gerade in den letzten Wochen meiner Referate für die Synode, in der ich verstreut Arbeiten für die Synode, dem Präsidiumsverwaltung am Synodalekretariat wie viele Stunden widmete war. Wenn Sie sich schon vor D. Kuhn und dem gesamten Landeskirchenrat + Synode meine Referate über die Heimatvertriebenen u. die bayer. Landeskirche und die Einberufung der Kirche d. B. überreichten - ich hoffe zu ihrem allen Nutzen. Durch Ihnen von dem Zeitpunkt aus die Referate zu.

Wird nun meine Antwort: Leider war ich nicht in Regensburg und Lübeck. Ich war zwar eingeladen, da aber Reimann und Roth nicht geladen waren, habe ich es für besser gehalten, erst Reimann und dann Roth die Beratung abzugeben. So konnte ich Ihnen also nicht aus eigenem Wissen mitteilen, was geschehen ist. Es tut mir das sehr leid, weil davon alles viel einfacher wäre. Ich schicke Roth Ihren Brief nicht, schreibe ihm aber heute noch

und bitte ihn als Freund - Sie sind seit einem Jahr ausgefallen - sehr offen und habe das Vertrauen, daß er mich nicht antworten wird. Ich will ihm auch mitteilen, was ich für eine Pflicht gehalten hätte, wenn tatsächlich keine Äußerungen, wie die Ihnen übermittelt wurden, gefallen sind. Ich hoffe, daß Roth mir etwas sagen wird, was es war, und zweitens, daß er auch sehen wird, was er verändert hat und - weitermachen wird.

Wollen Sie warten, bis ich Ihre Antwort habe, und dann an Herrn Reimann? Fast möchte ich Sie das bitten. Ich habe morgen auch eine ^{Besprechung} mit Dr. Fiedler von den Polentrübungen u. ich auch ihn ansprechen über Regensburg.

Bezüglich des Komitees aber möchte ich Ihnen folgen lassen. Als wir vor der Sitzung in der Kuchelstraße mit Reimann die Postkarte liste besprachen, die er vorschlagen wollte, und er mir sagte, er wolle Sie weiter vorschlagen, sagte ich

ihm: "Frag Zillie, ob er es annehmen will, aber wenn er ablehnt, red' ihm
nichts an. Wir wollen wirklich nur Leute, die freiwillig auf dem Boden mitarbeiten
können, bei uns einen Anteil geben wollen." Ich war dann, als Sie unter ihrem
Freiwilligen dienst standen, von dem Gefühl befallen, Sie wären verpflichtet worden,
antworten zu geben, daß Sie blieben und warte es später noch ab, als ich
mir überlegte, wenn eine einzige heilsame Wirkung aus ihnen kommen könnte.
Ich wehre mich mit allem dagegen, daß ihre Tätigkeit gescheitert wird und daß
dieser Versuch nie selbst gestört. Dann ist ja alles aus. Wenn tatsächlich
"keine" Wirkung erhalten hat und gestört wurde, dann muß ihre ausge-
übt werden. Aber wird so können wir das erreichen, daß Sie im Reichen bleiben. Ich
sage vor, in dem Fall eine Anweisung nach Stuttgart zu geben (mitte
zwischen Bayreuth, Göttingen, Frankfurt, München und Stuttgart) und dort seinen
Dienst zu machen. Das halte ich für den einzigen Weg und ich bitte Sie,
mir da zuzustimmen. Zumindest aber hören wir doch. Ich sehe in ihrem
Licht jedoch auch die Rolle auf eine Freundschaft, die ich mit großer Hoffnung
beginne.

Verzeihen Sie mir die Verspätung, die freilich nur. — Ich bin sehr
gehört erhalten zwei Abhängen. Viel Grüße von Ihrem Mann Philippi

Hans Philippi
(13a) Schweinfurt
Nik. Hofmannstr. 41

Schweinfurt, den 21. 1. 1952

Herrn
Dr. Heinrich Z i l l i c h
S t a r n b e r g
Fischhaberstr. 15

Lieber Herr Dr. Zillich!

Nun war ich in den letzten 2 Monaten 2 mal in München ohne mit Ihnen sprechen zu können. Zum 1. Mal hatte ich mich bei Ihnen angemeldet, erfuhr aber von Ihrer Gattin, daß Sie gerade in Gastein waren, zum 2. Mal reichte die Zeit nicht. Das tut mir umso mehr leid, als ich doch Verschiedenes gerne in persönlicher Aussprache mit Ihnen geklärt hätte.

In einer Zusammenkunft mit den Herren Tittes und Dr. Scheeser merkte ich, daß meine Annahme scheinbar falsch ist, daß die Angelegenheit der Ratzeburger Äußerungen von Erich Roth durch seinen, mit Ihnen geführten Briefwechsel erledigt sei. Ich wäre dankbar hierzu auch Ihre Meinungsäußerung zu erhalten. Es ist eine schwere Belastung für die ohnehin schon so mühselige Arbeit in Landsmannschaft und Hilfskomitee, wenn solche Dinge hemmend zwischen uns stehen. Wir haben, auf meinen Vorschlag hin, uns darauf geeinigt, in der Karwoche eine Freizeit in Starnberg abzuhalten, in der neben Erich Roth und einigen Mitgliedern des Hilfskomiteevorstands, die maßgebenden Männer des Vorstands der Landsmannschaft teilnehmen sollen. Ich möchte, daß dort alle grundsätzlichen Fragen unserer politischen und kirchlichen Haltung besprochen werden, eine saubere Zusammenarbeit beider Stellen erreicht wird und auch persönliche Dinge vollständig bereinigt werden. Die Herren, mit denen ich sprach, haben sich mit der Durchführung dieses Planes einverstanden erklärt, und ich möchte auch Sie bitten, mir Ihre Teilnahme zuzusagen, da die ganze Veranstaltung nur dann einen Sinn haben kann.

Zuletzt möchte ich Ihnen noch in wenig Worten meine ganze persönliche Einstellung zu der Frage der Nachfolgerschaft Reimesch in der Landsmannschaft sagen, vor allem deswegen, um zwischen uns keine Unklarheit aufkommen zu lassen. Es ist nämlich nicht ganz abwegig, nach den vielen oft entstellten und aufgebauchten Berichten, die in unserm Kreis über Äußerungen anderer immer wieder aufkommen, zu befürchten, daß einem Dinge unterschoben werden, die gar nicht gesagt, oder ganz anders gemeint waren. Ich erfuhr in München, daß man Sie zum Vorsitzenden unserer Landsmannschaft machen will. Sie glauben es mir gewiß, daß ich persönlich mich darüber nur freuen würde und von meiner Person aus keine Bedenken hätte, auch nicht bezüglich Ihrer kirchlichen Haltung, die eine durchaus sächsische ist und von mir immer verteidigt wurde, auch wenn ich Sie gerne dazu brächte, diese Einstellung hier und dort zu überwinden. Ich habe aber Bedenken, gegen Ihre Vorstandschaft dann, wenn gleichzeitig Ihr Herr Schwager 2. Vorsitzender bleibt, und sagte das auch in unsrer Münchener Zusammenkunft sehr deutlich. Ich weiß, daß überall, und besonders bei kleinen Gemeinschaften im Laufe der Zeit "Führungsalkiquen" entstehen müssen. Man wird aber andererseits immer mit böswilligen Menschen rechnen müssen, die daraus Kapital schlagen, und muß daher bestrebt sein, ihnen von

vornherein die Handhabe zu nehmen. Sie wissen, daß Scheiner in Frankfurt einen starken Einbruch erzielt hat, von dem es bis zu einer Absplitterung nicht mehr weit ist. Sie wissen auch selbst am besten, wie sehr gerade Ihre Person von Scheiner geliebt wird und können sich bestimmt selbst ausmalen, mit welcher Wollust Scheiner überall im Lande die verwandtschaftlichen Beziehungen innerhalb der Landsmannschaft bekannt machen und entsprechend kommentieren würde. Hierzu darf ihm keine Gelegenheit gegeben werden.

Inwieweit Ihre sehr profilierte Stellung uns in Bonn und bei andern Stellen nützen oder schaden würde, getraue ich mir nicht abzuwägen, da ich hier viel zu weit abseits stehe, dies wäre in erster Reihe Angelegenheit Ihrer eigenen Gewissensprüfung.

Es wäre mir leichter diese Bedenken zu äußern, wenn ich nun sagen könnte: ich habe einen andern Vorschlag. Aber ich habe keinen. Ich weiß leider keinen Mann, außer Ihnen, der geeignet wäre unsre Landsmannschaft zu führen und zu vertreten, ich weiß auch, daß Sie bei unsern Bauern ein großes Ansehen und Vertrauen genießen. Und ich persönlich glaube wohl, daß Sie in einer solchen Stellung und Verantwortung einen mittleren Weg suchen und finden würden, wie er nun einmal in dem Augenblick notwendig wird, wenn man praktisch Politik treibt. Was bleibt also als Zweck dieser ganzen Ausführungen? Die Bitte, den Wechsel in der Vorstandschaft ^{Bruderschaft} so vorzubereiten, daß ~~z~~ zum mindesten die wichtigsten Landesverbände und unsre mittelfränkischen Zentren nicht nur nicht vor den Kopf gestoßen werden, sondern die neue Lösung schon vorher annehmen. Und 2., so hart und unverdient das für Tittes auch wäre, eine Lösung zu suchen, bei der auch böswillige Kritiker keine Möglichkeit haben, gegen unsre Landsmannschaft Kapital zu schlagen. Mir ~~✓~~ fiel erst vor ein paar Tagen als evtl. gangbarer Weg ein, Tittes vielleicht zum Landesvorsitzenden Bayerns zu wählen und dann als solchen in verschiedene Gremien zu dirigieren, denen er jetzt angehört, aber ich bin hier zu weit vom Schuß um beurteilen zu können, was praktisch gangbar ist. Ich wollte Ihnen bloß in aller Offenheit meine Befürchtungen mitteilen. *Es geht mir immer nur darum, unsere Einheit zu retten.*

Mit herzlichen Grüßen, auch an Ihre ganze Familie, verbleibe ich

Ihr *Klaus Thiermann*

**) Sie erscheinen für viele Leute so einseitig etikettiert, daß ein mittlerer Weg für Sie schon von hier aus erschwert werden kann, selbst wenn Sie ihm zürchen sollten.*

Starnberg am See, 25.1.1952

Lieber Herr Philippi,

es ist mir lieb, daß Sie mit Ihren Bedenken gegen die geplante Wahl von mir zum 1. Vorsitzenden unserer Landsmannschaft meine eigene Abneigung dagegen stärken und mir ein Argument mehr in die Hand geben, die Verfechter des Plans für eine andere Lösung zu gewinnen. Ich selbst sträube mich seit langem gegen den Plan, der allerdings vom ganzen Ausschuß erstrebt wird und darüber hinaus fast noch heftiger von den jungen, in der Landsmannschaft tüchtig arbeitenden Intellektuellen. Man sagt mir, es sei uns schädlich, wenn ich nicht an die Spitze trete. Man könne mit mir vieles leichter erreichen. Man verweist darauf, daß auch andere Landsmannschaften bekannte Leute heraussstellten. Mein Einwand, daß ich in viel zu schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen lebe, um täglich mehrere Stunden an unsere gemeinsamen Dinge zu wenden, ganz abgesehen von den mir durch zahlreiche Fahrten nach München erwachsenden Kosten, wird damit pariert, daß die Geschäftsführung ja weiterhin bei Tittes bleiben soll und ich gleichsam nur bei ganz wesentlichen Ereignissen in Erscheinung treten soll, eine Regelung, die ja auch bei Reimesch bestand und bei anderen Landsmannschaften auch zutrifft. Der geschäftsführende Vorstand führt die Geschäfte so gut immer und ist auch Sprecher nach außen. Da wir in Tittes einen ungewöhnlich tüchtigen und erfolgreichen Mann haben, der unter keinen Umständen zurücktreten darf, ohne daß wir uns unabsehbar schädigen, er aber erster Vorsitzender nicht werden will, weil er meint, er könne keine Reden schwingen, muß eine Lösung gesucht werden, die ihn im Amte läßt. Entweder kann das so geschehen, daß ein anderer als ich 1. Vorsitzender wird, und da habe ich einen Kandidaten, den ich Tittes gestern eifrig einzureden versuchte, oder muß Tittes doch 1. Vorsitzender werden und bei Gelegenheiten, wo man "Reden schwingen", schwingt ein anderer die Reden. Auch dies habe ich Tittes klarzumachen versucht. Und ich hoffe, daß er, der heute für ein paar Tage verreist, sich die Sache überlegt.

Ich würde nur dann nachgeben, wenn wirklich alle Landsleute oder fast alle mich haben wollen. Es wäre von mir gesehen ein Opfer. Und ich tu, was ich kann, um es zu vermeiden.

Ihre Argumente sind die meinen. Zwar glaube ich, daß man, sobald es die Sache erfordert, auch Schwägerschaften in führenden Stellen dulden muß, aber ich verkenne natürlich nicht, daß unseren Leuten, die ja meist kleine Leute sind, das Mißtrauen im Blut sitzt. Es ist zwar ein proletenhafter Zug, der wahrscheinlich auf trübe Erfahrungen mit unserem städtischen Patriziat im 18. Jahrhundert zurückgeht, aber ob proletenhaft oder nicht, es ist eben eine politische Tatsache, die man zu berücksichtigen hat. Und ich wette an diesem Stein emsig, um die Verfechter meiner Wahl abzuschrecken. In Bonn würde ich keineswegs Anstoß erregen. Daß mich die Vereinigten Ostdeutschen Landsmannschaften in Frankfurt herausstellten, meine Rede dort den größten Eindruck machte und nun auch mit Hilfe des Ministeriums für Gesamtdeutsche Fragen gedruckt wurde, ist ein günstiges Zeichen. Im Dezember war ich in Bonn, wurde von Kaiser, Lehr und schließlich auch von Heuß empfangen, der schon ein Jahr vorher Zeit für mich gehabt hatte. Demnächst werde ich bei Blücher vorsprechen.

Aber ich hoffe, diese Erwägungen bleiben müßig und ich kriege die Leute vom Ausschuß hin, auf mich zu verzichten. Ein Stein fiele mir vom Herzen. Wesentlich ist nur eins: Tittes muß bleiben. Wir haben heute

keinen geeigneteren, erfolgreicheren und auch innerlich arbeitswilligeren Mann, der überdies in der Lage ist - was ganz Wichtiges! - jederzeit stundenlang für die Landsmannschaft zur Verfügung zu stehen, mehrere Tage wann immer zu verreisen. Überdies sitzt er in den ausschlaggebenden Stellen als eine allgemein angesehene und mitführende Persönlichkeit. Und schließlich: er bildete sich einen Mitarbeiterstab heran, der gut zusammenpaßt und dem er sehr geschickt Arbeiten abgibt. Daß er weiß, was er will, und auch auf den Tisch schlagen kann, ist ausgezeichnet. Ihr Vorschlag, Tittes zum Landesvorsitzenden von Bayern zu machen, ist keine Lösung. Man nimmt ihm damit die Basis. Und dies meinetwegen zu tun, wäre sinnlos. Ich kann ja gar kein vollwertiger Mitarbeiter sein, weil ich wie der Frosch in der Milch Tag und Nacht strampeln muß, um die schmale Butter für meine Existenz zusammenzutreten. Was nun Frankfurt betrifft, so war Tittes vor einer Woche dort und hat die Sache in Ordnung gebracht.

Selbstverständlich bin ich bei der Freizeit, die Sie so liebenswürdig für mich nach Starnberg verlegen, dabei. Ich freue mich, Sie dann jederzeit zu sehen. Es wird gut sein, wenn Sie den ganzen Vorstand der Landsmannschaft dazu einladen. Erich Roth - ich habe seinen Briefverkehr mit mir Tittes gezeigt, und der sprach mit den Teilnehmern der Ratzeburger Tagung, aber die waren auf Roth so geladen, daß ich nun selber nicht weiß, was ich glauben soll; Sie sagen, Roth habe sich dort merkwürdig betragen; nun, Sie werden das in München auch gehört haben. Ich kann den Dingen nicht weiter nachgehen und bin auch der Ansicht, daß man gewisse Angelegenheiten damit erledigt, indem man sie ad acta legt. Das ist allerdings dann schwer möglich, wenn ein Mann wie Roth von bestimmten Leuten, übrigens nicht Sachsen, die ihn angehört haben, mit aller Schärfe angelehnt wird. Wenn ihn aber das Hilfskomitee als Mitglied zählt, werden andere das zur Kenntnis nehmen müssen, und wir haben dafür zu sorgen, daß Roth in seinen Reden nicht über die Schnur haut. Er meint ja, er habe es nicht getan, die anderen sind anderer Ansicht. Vermutlich war es so, daß Roth wie manche Theologen die Wirklichkeit nicht sieht. Denken Sie bloß, welch ein Unsinn ist damit angerichtet worden, daß man jede volkstreue Gesinnung als Nationalismus verdächtigte. Überhaupt dies blöse Wort Nationalismus, unter dem jeder versteht, was ihm paßt. Ein Theologe bestritt mir gegenüber geradezu, daß es sich um Bindungen ans eigene Volk gebe, und das tat dieser gescheite Mann, während wir auch heute noch sehen, daß nur dieser Bindung wegen Menschen bereit sind zu sterben, sogar die Russen wurden erst für uns gefährlich als man ihr Volksgefühl ansprach. An der Verhärtung nationaler Gefühle sind ja sehr oft, wenigstens unter Deutschen, diejenigen schuld, die sie bestreiten und nicht haben, was nun nicht auf Roth gemünzt sein soll. Unser Jammer in Deutschland sind die Literaten, die im Grunde ohne Wurzeln leben. Es gibt sie nicht bloß in der Presse.

Ich grüße Sie herzlich samt Ihrer Familie

als Ihr

i k g s

27.11.1952

Lieber Herr Philippi, ich lese heute in einer Zeitung folgendes:

Die evangelischen Kirchenleitungen im Rheinland und in der Pfalz haben zu den Saarwahlen eine gemeinsame Kanzelabkündigung beschlossen, die in allen evangelischen Gemeinden des Saarlandes verlesen werden soll: "Der evangelische Christ trägt Verantwortung für das öffentliche Leben. Zu solcher Haltung wird ihn die Kirche stets rufen. Sie nimmt aber ihren Gliedern für die Wahl die Entscheidung nicht ab, ob sie wählen sollen oder nicht, oder ob sie sich durch ungültige Stimmzettel äußern. Unter den gegebenen Umständen kann jede dieser Möglichkeiten eine evangelische Entscheidung bedeuten".

Also, wasch mit* den Pelz und mach ihn nicht naß. Handelte es sich lediglich um eine der üblichen Wahlen, so könnte man sagen, die Kirche habe durchaus recht, aber es handelt sich darum, ob mittels dieser Wahl ein deutsches Land und ein deutscher Volksteil, ~~die~~ unter ~~der~~ unrechtmäßigen Gewalt eines fremdes Volkes geraten sind, sich selbst treu bleiben oder nicht. Da hätte die Kirche aus Verantwortung für das öffentliche Leben Stellung beziehen müssen, oder sie hätte schweigen sollen, wenn sie dazu den Mut nicht hat. Aber diese peinliche Verkündigung, die es allen Teilen recht machen will, ist unter den mancherlei unerträglichen Äußerungen der ev. Kirche

eine der unglaublichsten.

An diesem Fall ließe sich der Unterschied zwischen dem, was wir Sachsen als Kirche lieben, und dem hiesigen Kirchenwesen leicht nachweisen. Wäre es nicht eine passende Gelegenheit, es in unserer Zeitung zu tun und zwar auf der Seite des Hilfskomitees? Ich würde mich freuen, wenn Sie mir zustimmten und für die nächste Nummer einen solchen Beitrag beisteuerten.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

ikgs

Schweinfurt, den 7. April 1955

Herrn

Dr. Heinrich Z i l l i c h ,

S t a r n b e r g /a.See

Josef Fischhaberstr. 15

Lieber Herr Dr. Zillich!

Vom 23. - 28. April nehme ich an der Tagung der General-synode der VELKD in Weimar teil. Vertraulich möchte ich Ihnen mitteilen, daß ich dabei mit einer Reihe unserer Landsleute (hauptsächlich Pfarrer) aus der Ostzone zusammentreffen werde.

Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir schreiben würden, ob Sie irgendwelche Wünsche und Fragen haben, die bei dieser Begegnung zur Sprache gebracht werden sollen.

Zugleich möchte ich Ihnen und Ihrer Familie zu dem bevorstehenden Osterfest unsere besten Wünsche übermitteln und grüße Sie herzlich

Ihr

Klaus Prümm

1. ~~Wünsche in Langgese?~~
2. ~~Vorname nennen für Punkte~~
3. ~~Welcher best. Hilfe?~~
4. ~~Sollen nach Dinkelsbühl kommen!~~
5. ~~Haben sich nicht in anderen Vorlagen?~~

ikgs

HILFSKOMITEE DER SIEBENBÜRGER SACHSEN UND EV. BANATER SCHWABEN
im Hilfswerk der Evangelischen Kirche in Deutschland

Schweinfurt, Ostersamstag 1955

Liebe Freunde!

Seit dem Jahre 1946 ist kein Jahr vergangen, in dem wir uns nicht zusammengefunden hatten, um allerlei Fragen unseres inneren und äußeren Weges und die Nöte unserer Landsleute zu besprechen. Zuerst sammelten sich die Studenten (Stuttgart, Stettenfels, Hohenzollern), die sich dann zum "Theologischen Arbeitskreis" erweiterten (Blaubeuren 1949, Stein 1950, Rothenburg 1950, Neufürstenhütte 1951), und aus diesem erwuchs der "Kirchliche Arbeitskreis" des Hilfskomitees (Uffenheim 1952, Eichenau 1953, Sachsenmühle 1954). Neben die Tagungen aber trat unser Besuchs- und Evangelisationsdienst, unsere Arbeit in den Jugendsommerlagern, im "Licht der Heimat", unser Kirchentag u.a. (für die jungen Freunde auch der "Arbeitskreis junger Siebenbürger Sachsen"). All diese Begegnungen und gemeinsamen Aufgaben ließen uns zu einer zwar räumlich getrennten, aber innerlich eng verbundenen Gemeinschaft von Dienern an dem gleichen Auftrag und zu Freunden werden. Gott hat uns eine gemeinsame Verantwortung auferlegt und uns, indem er uns zu diesem Dienst hinführte, neue Gemeinschaft in ihm geschenkt.

Unsere diesjährige Begegnung soll nicht eine theologische Tagung, sie soll auch nicht eine Gruppenevangelisation sein. Auch unsere Tagungen konnten nicht immer der Hast, auch unser Dienst nicht ganz der Betriebsamkeit unserer Zeit entgehen. Wir brauchen auch in unserer Arbeit, auch zur Vertiefung unserer Gemeinschaft das ruhige Atemholen. Darum wollen wir heuer einen Teil unseres Urlaubs gemeinsam verbringen. Wir haben für uns ein abgesondertes Haus der Ev.-luth. Volkshochschule auf dem Hesselberg (bei Wassertrüdingen, Bahnstrecke Gunzenhausen-Nördlingen) im Frankenland für die Zeit vom 18.-31. Juli gemietet. In schöner, ruhiger Höhenlage wollen wir hier zusammensein, und unsere Frauen und Kinder sollen mit dabei sein. Der Tagespreis für Unterkunft und volle Pension beträgt DM 3.50, für Kinder unter 12 Jahren DM 2.50. Die Kinder über 12 Jahre können in dem im gleichen Gelände von Kuno Galter geleiteten Jugendlager richtiges Lagerleben mitmachen. Für die übrigen Teilnehmer ist familienweise Unterbringung vorgesehen.

Für die Tage wird kein großes Programm aufgestellt. Außer Morgen- und Abendandacht und den gemeinsamen Essenszeiten soll jeder seinen Tag nach Belieben gestalten. Wir wollen uns in erster Reihe ausruhen, wandern und baden - und nur gelegentlich einmal einen Vortrag hören oder uns in ganz freier und freiwilliger Weise zur Aussprache über Fragen unserer Gemeinschaft zusammenfinden!

Die Einladung ergeht an all diejenigen, die bisher an einer unserer Tagungen teilgenommen haben, und an alle Mitarbeiter unseres Hilfskomitees. Wir bitten aber, sie auch an all die weiterzugeben, die sich unserem Dienst und unserer Gemeinschaft verbunden wissen: wir freuen uns sehr über jeden Bruder und jede Schwester, die zu unserem Kreis dazukommen. Wir hoffen auch, daß mehrere Freunde aus Österreich und aus der sowjetisch besetzten Zone bei uns sein werden. Ich erbitte möglichst bald, spätestens aber bis zu Pfingsten Antwort auf diesen Ruf und Anmeldung zu unserer Mitarbeiter-Erholungszeit, an meine Anschrift: Stud. Prof. Hans Philippi, Schweinfurt, Nik.-Hofmann-Str. 41.

Mit herzlichen Grüßen

Hans Philippi

12.4.1955

Herrn
Studienrat Hans Philippi
Schweinfurt
Nik.-Hofmann-Str.41

Lieber Herr Philippi,

nochmals vielen Dank für die Verständigung, daß Sie in kurzem mit Landsleuten in Weimar zusammensein werden. Ich beneide Sie, daß Sie Weimar sehen können. Ich war sehr oft dort zu Lesungen und aus anderen Anlässen und kenne die Stadt und ihre bemerkenswerten Stätten gut. Wie mag es jetzt ausschauen, wo ich mich immer so überaus wohl fühlte und mich auch mancherlei Erlebnisse beglückt haben?

Ich dachte darüber nach, worüber Sie mit den Landsleuten sprechen sollten. Die folgenden Punkte scheinen mir wichtig:

1. Wieviele Landsleute sind in der Sowjetzone? Wo sitzen die meisten? Besteht ein Verkehr zwischen ihnen über zufällig gegebene nachbarschaftliche Beziehungen hinaus? Helfen sie sich gegenseitig?
2. Unsere Landsmannschaft hat die Möglichkeit, Pakete in großer Zahl an Landsleute in der Sowjetzone zu schicken. Die Pakete dürfen freilich, wie Sie wissen, von keiner Organisation ausgehen, wenigstens was den auf dem Paket vermerkten Absender betrifft. Wir haben uns damit geholfen, die Pakete jeweils anders zu verpacken und als Absender einen hier lebenden Landsmann anzugeben. Die Pakete trafen bei den Landsleuten drüben auch und machten ihnen große Freude. Da uns erhebliche Mengen an Lebensmitteln kostenlos angeboten wurden, könnten wir viel mehr Pakete abschicken, als wir es getan haben, wüßten wir bloß genug Adressen von Landsleuten in der Sowjetzone. Die uns bekannten Anschriften können wir ja mit Rücksicht auf die hemmenden Bestimmungen drüben bloß in zeitlichen Abständen berücksichtigen. Bitte dringen Sie darauf, daß uns möglichst viele Adressen bekanntgegeben werden. Man könnte solche Listen an Privatpersonen schicken, etwa an Sie oder sonstjemand.
3. Welche Art von Hilfe, außer Paketen, erwarten die Landsleute in der Sowjetzone von uns?
4. Fordern Sie bitte die Landsleute auf, den Heimattag zu Pfingsten in Dinkelsbühl zu besuchen. (Sie wissen wohl, daß unser sehr verdientes Vorstandsmitglied Dr. Oskar Schuster ins Bundesministerium für Vertriebene schon vor einem Jahr berufen wurde und bei einer Stelle des Ministeriums und zwar bei der Aufnahme-^{Berlin}stelle für Flüchtlinge von drüben eine führende Stellung hat. Er ist dabei, in Berlin einen Landesverband unserer Landsmannschaft zu gründen. Vor wenigen Tagen besuchte er mich und sagte, es würden heuer viele Landsleute aus Berlin, aber auch aus der Sowjetzone nach Dinkelsbühl kommen. Das freut mich, weil dadurch die unmittelbare Begegnung zwischen hüben und drüben gefördert wird. Schuster hat Beziehungen zu Landsleuten in der Sowjetzone. Das bringt mich auf den Gedanken, ob Sie nicht auch ihn fragen wollen, welche Dinge Sie im Gespräch mit Landsleuten in Weimar berühren sollen. Wenn Sie ihm gleich mit Eilpost schreiben, haben Sie seine Antwort rechtzeitig. Seine Anschrift: Dr. Oskar Schuster, Berlin-

Charlottenburg 9, Baden-Allee 1, bei Freyer.)

5. Haben die Landsleute drüben noch ein sächsisches und deutsches Volksgefühl oder entwickelt sich bei ihnen gäissermaßen zum Ersatz eine Art von Sowjetpatriotismus?

6. War ein Landsmann aus der Sowjetzone in Siebenbürgen zu Besuch und was berichtet er von daheim? Vor allem: hat er den Eindruck gewonnen, daß unsere Volksgruppe in Siebenbürgen in Gefahr des Versickerns ist oder nicht, ob die Leute glauben, daß das Sachsentum untergehen wird oder nicht, ob sie auf Befreiung hoffen oder nicht, ob sie von uns hierzulande Maßnahmen zu ihrer Aussiedlung nach dem Westen erwarten oder nicht, ob rumänische Vorbereitungen zur Familienzusammenführung sichtbar wurden oder nicht? (Wir haben ja die verschiedensten Wege eingeschlagen, die Familienzusammenführung in Gang zu bringen und haben dabei auch namhafte Unterstützung in Bonn).

Das wären die Punkte, die mir am wesentlichsten scheinen. Ich würde mich sehr freuen, könnten Sie die Sprache darauf bringen. Allerdings rate ich Vorsicht an. Man weiß nie, ob nicht ein Spitzel lauert, und auch Landsleute können im Spitzeldienst stehen.

Wenn wir uns wieder einmal sehen, erzähle ich Ihnen, was mir Pfarrer Scheerer, der mich vor etlichen Wochen besuchte, über sein vieltätündiges Gespräch unter vier Augen mit Bischof Müller berichtet hat. Zur brieflichen Mitteilung eignet sich der Bericht nicht. Nur soviel möchte ich Ihnen schon jetzt sagen, daß die Aussprache zwischen Müller und Scheerer ungewöhnlich interessant und aufschlußreich war. In Anbetracht der Befürchtung bei etlichen unserer hiesigen Landsleute, z.B. bei Dr. Herzog in Wien, daß Äußerungen unserer Landsmannschaftsführer sich in Siebenbürgen nachteilig ausgewirkt hätten, war es für mich angenehm zu hören, daß Müller das nicht bekräftigt hat (ich habe es auch nie geglaubt). Er hätte mich nicht besonders freundlich begrüßt, wenn er in dieser Hinsicht Kritik an uns üben müßte. Ungemein beruhigend war für ihn zu erfahren, daß Herwarth Scheiner in unserer Organisation keine Rolle spielt und wir seine politischen Wege ablehnen. Scheiners Tätigkeit wurde in Bukarest den Sachsen oft unter die Nase gerieben. (Aber all dies bitte vertraulich zu behandeln). Über vieles andere, was in jener Aussprache ~~berührt~~ ^{erörtert} worden ist, kann ich, wie gesagt, nur mündlich erzählen.

Ich wünsche Ihnen in Weimar einen schönen Erfolg und grüße Sie herzlich.

Ihr

ikgs

Schweinfurt, den 16. April 1955.

Herrn
Dr. Heinrich Zillich,
Starnberg/a. See
Josef Fischhaberstr. 15

Lieber Herr Dr. Zillich!

Vielen Dank für Ihre Karte und Ihren Brief, dessen Inhalt ich nun fast täglich memoriere, um bei den Zusammenkünften in Weimar ja nichts zu vergessen.

Ich möchte Ihnen noch vertraulich mitteilen, daß nach einer Nachricht, die ich aus Leipzig erhielt, die Möglichkeit besteht, daß auch Bischof Müller als Gast an der Generalsynode teilnehmen wird. Vor einigen Tagen hatte ich den Besuch von Pfarrer Scheerer, der mir auch sehr ausführlich von seiner Begegnung in Wien berichtete, sodaß ich, wenn dieser Glücksfall in Weimar eintreten sollte, geradezu an das in Wien geführte Gespräch anknüpfen und verschiedene Fragen, die noch irgendwie offen geblieben waren, wieder aufnehmen könnte.

Sie schreiben in Ihrem Brief von den Paketsendungen der Landsmannschaft in die Ostzone. Dieser Punkt scheint mir ausserordentlich wichtig. Auch wir haben vom Hilfskomitee aus durch verschiedene unserer Freunde schon weit über 100 Pakete in die Ostzone geschickt; wir haben rührende und erschütternde Dankbriefe dafür erhalten. Auch wir sind um die Beschaffung weiterer Adressen von Landsleuten bemüht und ich will diesen Punkt zunächst einmal bei meiner Reise in die Ostzone vor Augen halten, möchte aber auch vorschlagen, daß wir in Dinkelsbühl diese ganze Frage der Fürsorge für unsere Leute in der Ostzone mit Frau Schlandt eingehend besprechen. Ich glaube, daß dieses ein Punkt ist, wo wir vielmehr als bisher zusammenarbeiten müssen und können.

Mit herzlichen Grüßen auch an Ihre verehrte Frau Gemahlin verbleibe ich

Ihr *Milani*



18.4.1955

Herrn
Studienrat Hans Philippi
Schweinfurt
Nik.-Hofmann-Str. 41

Lieber Herr Philippi,

wenn Bischof Müller wirklich nach Weimar kommt, so bitte ich Sie herzlich, mit ihm zu sprechen, was Sie ja auch selber tun wollen. Bei seinem Gespräch mit Scheerer schien er absichtlich zu vermeiden, daß ihm von unseren Organisationen Näheres erzählt werde. Offenbar wollte er nach der Rückkehr mit gutem Gewissen auf eventuelle Fragen antworten können, daß er hievon nichts wisse. Dies muß man verstehen, und darum wird es nicht gut sein, ihm unsere internen Dinge aufzudrängen. Auch deshalb empfiehlt es sich, ihm von unseren Sachen nicht zu viel zu berichten, weil er, der Schlaue, sich sicherlich sagt, lassen wir die Landsleute da und dort treiben, was ihnen recht scheint; wir haben dadurch verschiedene Eisen im Feuer und fassen das geeignete, wenn sich die Gelegenheit bietet; ich ~~aber~~ weiß inzwischen von nichts. Das ist eben Müllers Taktik, die auch seinem Wesen entspricht, und wir können dazu Ja sagen.

Etwas anderes aber ist es, ~~daß~~ er sich ~~in~~ einer wirklich wesentlichen Frage ~~nicht~~ ~~entzieht~~. Es ist die Frage, ob er ehrlicherweise sagen kann, daß unsere Volksgruppe in Siebenbürgen nicht allmählich untergeht. Scheerer stellte ihm diese Frage etwa so, ob er an die Fortdauer der Siebenbürger Sachsen in der Heimat glaube. Er antwortete, er könne eine solche Frage nicht biologisch angehen; er vertraue, daß Gott auch aus Knochen Lebendige machen könne. Scheerer konnte mit der Antwort etwas anfangen, und auch ich könnte es, wenn hier nicht doch zu deutlich eine klare und eindeutige Antwort auf eine eindeutige Frage mit einem Augenaufschlag zu Gott verweigert worden wäre.

Immerhin ist aber Müller in Siebenbürgen, ~~ist~~ ein alter volkspolitischer Praktiker und kann sich eben so gut wie wir an gewissen Tatsachen ausrechnen, wann eine Volksgruppe unter dem Druck fremder Staatlichkeit, fremder chauvinistischer Unterjochungslust, unter zunehmender Vermischung mit Fremden, ohne Bodeneigentum, ohne kulturelle Autonomie usw. untergehen muß. Wir können mit ziemlicher Gewißheit sagen, daß in 20-30 Jahren die Siebenbürger Sachsen in Amerika bis auf einen Rest von vielleicht 200 Menschen gänzlich amerikanisiert sein werden, und zwar nicht bloß im Gehaben und Denken, was heute schon geschehen ist, sondern auch der Sprache, ja selbst die Erinnerung an die Herkunft wird ohne jede bindende Kraft sein.

Mit der Ausflucht, auf Gott vertrauen zu wollen, können wir uns nicht zufriedengeben. Auch 1945 hat die Kirche in Deutschland ständig von Gott geredet, anstatt daß sie, die auf ihren Kanzeln frei war wie kein Deutscher und keine deutsche Stelle, ununterbrochen das grauenhafte Morden, Schänden, Rauben und Verjagen angeprangert hätte. Sie hätte Millionen retten können, wenn die Pfarrer das eben ablaufende Greuel ständig beim Namen genannt hätten. Der Würger hält ein, wenn man ihn anruft. Selbst der Bär ist lärmempfindlich. Die Kirche kam ~~es~~ nicht einmal,

auf den Gedanken, sich vor die Gequälten zu werfen. Sie begnügte sich, früheres Unrecht anzuklagen, womit sie Feuer ins gegenwärtige goß. Sie hat eine furchtbare Blutschuld dadurch und durch die Unterlassung eines mutigen Eintreten für ihr Volk auf sich geladen; und darum geriet sie in eine weitaus schlimmere Krise als je zuvor, in die Krise der Heuchelei.

Müller soll klar sagen, ob er wirklich an den Bestand des Sachsentums in Siebenbürgen glaubt. Ich fürchte, daß die Unseren untergehen müssen, sie schwinden wie eine versinkende Insel im Meer. Wenn man dieses befürchtet, muß man die Bedrohten retten. Das kann nur geschehen durch Aussiedlung. Diese kann man jetzt nicht unternehmen, wir haben keine Macht, sie durchzusetzen. Aber gerade weil die Gefahr bestand oder vielleicht wieder auflebt, daß die Russen unsere Volksgruppe aus Siebenbürgen nach dem Osten verschleppen, müßten wir dafür arbeiten, daß sie nach dem Westen gebracht wird. Sie wissen, daß ich der Letzte bin, der eine deutsche Kultur- und Gesittungs-Sendung in Osteuropa leugnet, aber daß die Sachsen heute noch dafür etwas tun können, scheint mir aufs Äußerste zweifelhaft.

Nun - diese Gedanken sind Ihnen nicht fremd. Das wichtigste im Zusammenhang mit einem eventuellen Gespräch zwischen Ihnen und Müller ist dies: Müller soll sagen, ob ihm der Bestand unserer Volksgruppe gesichert erscheint, und zwar ein Bestand von geistiger, volklicher, sittlicher und kultureller Bedeutung. Eine sächsische Ziganie wird noch rascher im Rumänentum aufgehen als eine zigeunerische. Eine Gesamtaussiedlung ist, wenn man sie will, einmal sicherlich durchführbar, vielleicht sogar als Geste der Russen an die Deutschen. Aber man (wir!) muß wissen, was man will oder wollen muß; im untätigen Vertrauen auf Gott könnten wir das Sachsentum selber vernichten, und wäre dann das Gottvertrauen echt gewesen?

Kann Müller die Frage nicht beantworten - das ist ja möglich - so wäre er zu fragen, ob die Sachsen daheim eine Aussiedlung begrüßen würden. Wahrscheinlich ist es klug, die Frage überhaupt zunächst so zu stellen, denn darauf kann er antworten.

Bitte sagen sie ihm, daß ich seine durch Scheerer überbrachten Grüße herzlich erwidere.

Alles andere, was ^{man} ihn noch fragen könnte, ist weniger wichtig, und ich will daher auch keine Fragen nennen; sie werden sich im Gespräch ergeben.

In Dinkelsbühl haben Sie sicherlich Gelegenheit, mit Frau Schlandt zu sprechen. Auch ich hoffe, daß Landsmannschaft und Hilfskomitee in der Paketsache für die Sowjetzone enger zusammenarbeiten können, wie wir überhaupt jetzt eine engere Zusammenarbeit suchen sollten.

Alles Gute nochmals für Ihre Reise und viel Glück dazu!

Die besten Grüße von Haus zu Haus

von Ihrem

i k g s

Schweinfurt, den 5. Mai 1955

Herrn
Dr. Dr. Heinrich Zillich,
Starnberg a. See
Josef Fischhaberstr. 15

Lieber Herr Dr. Zillich!

Schon seit einigen Tagen bin ich von meiner Ostzonenreise zurück. Ich habe dabei sovielerlei Eindrücke gesammelt und auch so vielerlei Fragen mit Landsleuten besprechen können, daß es kaum möglich wäre, Ihnen in einem Brief darüber zu berichten. Wir müssen das einer mündlichen Aussprache vorbehalten, zu der sich doch wohl spätestens in Dinkelsbühl eine Gelegenheit ergeben wird. Vorher nach München zu kommen, ist mir aus familiären und vor allem auch dem Hilfskomitee aus geldlichen Gründen nicht möglich. An der Generalsynode der VELKD nahmen als Gäste auch unser Bischof D. Müller und Bischofsvikar Herrmann teil und ich wohnte ohne mein Zutun 36 Stunden lang im gleichen Hotel fast Tür an Tür, sodaß ich Gelegenheit hatte, mit beiden Herren wiederholt zu sprechen. Ausserdem besuchte mich auch Herr Dr. Mieskes, Professor der Pädagogik an der Universität Jena, ein Zeitner, der im Januar 4 Wochen in der Heimat verbracht hat. Daneben hatte ich Begegnungen mit mehreren Landsleuten, die in der Ostzone leben. So konnte ich alle Fragen, die Sie mir mitgegeben hatten, besprechen. Doch wie gesagt, lassen sich diese Dinge der Stoff-Fülle, aber auch der Vertraulichkeit wegen, wohl nur mündlich besprechen. Es grüßt Sie sehr herzlich

Ihr

Zillich

Schweinfurt, 21.5.1958

Lieber Herr Dr. Zillich!

Im Namen und Auftrag des Vorstandes bitte ich Sie, anläßlich Ihres 60. Geburtstages auch den Dank und die Glückwünsche des Hilfskomitees der Siebenbürger Sachsen entgegenzunehmen. Ich habe versucht, diesem Dank in dem kurzen Glückwunsch im "Licht der Heimat" Ausdruck zu geben.

Diesem Dank und Glückwunsch darf ich mich auch persönlich voll anschließen und Ihnen noch viele schaffensfrohe und gesunde Jahre wünschen. Sie wissen vielleicht, wie ich mich an Ihrem dichterischen Werk oft erfreut habe, als Jüngling in Kronstadt, als Mann in Schweinfurt (ich glaube, die von mir veranstaltete Dichterlesung war die erste, die Sie nach dem Krieg hielten). Die offene Art, die tief in Ihrem Wesen steckt, hat Ihnen dazu schon frühe auch mein Herz gewonnen. Dazu fühle ich mich mit Ihnen vor allem durch den Dienst in der sächsischen Gemeinschaft verbunden, dem wir uns in gleicher Weise verschrieben haben.

Es wäre unaufrichtig von mir, wenn ich verschweigen wollte, daß ich gegen Stil und Inhalt Ihrer sächsischen Botschaft oft schwere Bedenken hatte und habe. Doch hindert mich dies nicht, auch persönlich die Haltung zur Gemeinschaft und die Leistung anzuerkennen und dankbar zu sein. Muß ich doch auch zugeben, daß gerade der Ärger und die Herausforderung, die Sie mir oft bereiteten, in den letzten 10 Jahren wesentlich zur Klärung und Vertiefung des eigenen Standortes beigetragen haben.

Was sollen wir Ihnen zum 60. schenken, um Ihnen eine kleine Freude zu machen? Sie lieben die Theologen wenig (ich dachte zuerst an die Politische Ethik von Künneth), aber Sie sind offen für das Echte und Große: darum übermittelt Ihnen das Hilfskomitee als Geburtstagsgabe das Neue Testament in der revidierten Lutherübersetzung (1956) und eine Sprechplatte mit der Apologie des Sokrates, gesprochen von Werner Krauß.

Wir wünschen Ihnen Freude - an dieser kleinen Gabe ebenso wie vor allem an der Gabe der Ihnen von Gott noch gegebenen Jahre.

Ihr

Hans Philipp



30.11.1962

Herrn
Oberstudiendirektor
Hans Philippi
88 Ansbach/Mf.
Reuterstraße 9

Lieber Herr Philippi,

bei meiner Reise durch Kanada und die Vereinigten Staaten erlebte und erfuhr ich so unerhört viel, daß ich es Ihnen brieflich gar nicht mitteilen kann. Was Sie am meisten interessieren dürfte, die kirchlichen Verhältnisse unserer Landsleute, können auch nicht auf zwei drei Seiten dargelegt werden. Das Verblüffende für einen Besucher aus Europa ist, daß der Gemeindegemeinschaft enger ist als bei uns, wobei die Gemeinde durchaus nicht alle Glaubensgenossen des Gemeindebezirks umfaßt, sondern bloß jene, die ihr anhängen wollen, und hierbei weiß man nicht recht, was den Zusammenhalt bewirkt, Glaubensstreue (wie sie aufs Primitivste aufgefaßt wird) oder Vereinsmeierei, schwerlich tiefe religiöse Nötigung. Das Zubehör des Gottesdienstes und des Gemeindelebens ist auch überaus merkwürdig. Unter jeder Kirche befindet sich das Basement, ein Unterstock, nichts anderes als ein Geselligkeitsraum mit Wohnzimmer, Küche, Ausschank, und es wird sehr beachtet, ob die Küche auch alle zur amerikanischen Glückseligkeit erforderlichen Zutaten besitzt wie Kühlschrank, Geschirrspülgerät usw. Eine Kirche mit ungenügender Küche verliert an Bedeutung. Die Pfarrer sind weithin eigene Unternehmer, manche sind es sogar in des Wortes wahren Sinn; sie kehrten den Synoden, die eine nationalistische sprachanglisierende Haltung einnehmen, den Rücken, weil sie deutsch predigen wollten - was zwar nirgends verboten ist, aber von den Synoden gern beseitigt wird. Und mit offenem Mund sah ich, wie nach dem Gottesdienst der Geistliche am Portal stand, um den Besuchern für ihr Erscheinen zu danken und sie anzuregen wiederzukommen. Auch das Groteske findet man. Ein Pfarrer in Kanada predigte: Tja, meine andachtige Gemeinde, als unser Heiland geboren wurde, da waren - das laßt sich denken - alle Hotels und alle Motels und alle Parking-Placings überfüllt und die Preise stiegen gewaltig, so daß der Heilige Josef nur im Stall eine Übernachtung bezahlen konnte.

Unsere Landsleute, von denen viele von Ihresgleichen nicht mehr wis-

Vertrag im Gottesdienst: das ist, was ihm geben, aber nicht, was man ihm nehmen sollte. Und was wichtig ist, ist, daß man nicht mehr wissen muß.

sen wollen, haben, soweit sie sich noch als Sachsen fühlen, ihre Vereine, aber weder Schulen noch wirklich sächsische Kirchen. Einst gab es das. Es ist damit vorbei. Viele, die sich als Sachsen bekennen und deutsch im Gesangsverein singen und sächsische Gedichte vortragen, sind dennoch sprachlich entvolkt. Bei jedem der Bankette, die ich mitmachte, sprach ein Teil der Redner englisch, und der ~~25jährige~~ Führer des Centralverbandes Theiß (seit 25 Jahren in diesem Amt - Großpräsident nennt man ihn) spricht öffentlich nur englisch, mit mir sprach er in der Mundart, und Sie hätten mich anerkennend angestarrt, weil ich zu meiner eigenen Verwunderung recht flüssig sächsisch sprach - manches Wort wird dabei etwas seltsam ausgefallen sein.

Wie das ganze amerikanische Deutschtum wird auch das Sachsenthum bald aussterben. Hatte es Schulen, ja, hatten die Deutschen, immer noch Millionen, den Willen, eigene Schulen zu schaffen, die ihnen niemand verwehrt, so stände es günstiger um sie. Es gibt Kräfte, die sich gegen das Versickern auflehnen. Man denkt an gemeinsame Siedlungen - was aber nur in ganz wenigen Fällen gelingen dürfte, wenn überhaupt - und man schreit geradezu nach Führern, d.h. nach Akademikern, die meisten sind ja einstige Kleinbauern, nun fast durchwegs Fabrikarbeiter.

In Kitchener besonders sagte man mir, ein sächsischer Pfarrer sei nötig, entweder dort oder in Aylmer. Wenn Sie glauben, daß sich einer unserer Pfarrer finde, der für eine Zeit hinüberginge, so bitte ich Sie, sich mit Berufung auf mich zu wenden an Michael Budacker, Präsident des Transsylvania-Klubs, 31 Roy St., Kitchener, Ont. Kanada. Er wird Ihnen dann die Bedingungen bekanntgeben, unter denen man einen solchen Pfarrer unterbringen kann.

Ich will nicht verschweigen, daß ich ein Feind jeglicher Auswanderung von Deutschen nach Nordamerika geworden bin.

Das bedeutet nicht, daß wir die drüben befindlichen Landsleute vergessen sollen. Im Gegenteil, die Verbindung zu ihnen muß gepflegt werden, mehr als bisher. Dabei müssen wir beachten, daß die Sachsen dort recht empfindlich und leicht gekränkt sind. Man erzählte mir mehrmals von hiesigen Landsleuten, die dort zu Gast waren und heimgekehrt nie einen Dankesbrief ~~an~~ hingerichtet haben (Sie können sich vorstellen, wie viele Dankesbriefe ich geschrieben habe - noch heute schreibe ich immer wieder einen!).

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

deutlich geworden, dass uns nur eines zur Fortführung und Erhaltung unserer Arbeit fehlt: die Ausbildung von jugendlichen Trägern der Kulturarbeit!

Überall konnte auch diesmal Prof. Kleine wieder von der Notwendigkeit der Errichtung einer Ausbildungsstätte unserer Jugend sprechen und die Menschen davon überzeugen, dass das von uns geplante Jugendheim in Gramado mit seiner ständigen Ausbildungsstätte für Deutschlehrer, Singeleiter und Chordirektanten, Theaterleiter u. Kindergärtner-

innen eine dringende Notwendigkeit ist. Die spontane Zustimmung, auch gerade in den Reihen der Jugendlichen, gibt der Hoffnung Raum, dass wir in absehbarer Zeit zu diesem Jugendheim kommen werden.

Den der Federação angeschlossenen Vereinen, die bisher von unserem Geschäftsführer noch nicht besucht werden konnten, wird hiermit empfohlen, ihre diesbezüglichen Wünsche unserer Geschäftsstelle in São Leopoldo mitzuteilen.

DIE DEUTSCHE SPRACHE IN DER WELT

Veröffentlichung des Unterrichtsministeriums von NEW YORK

„Die deutsche Sprache ist eine lebende Sprache. Sie ist nicht nur die Sprache des in Deutschland lebenden Volkes, sondern auch die Sprache grosser Bevölkerungsschichten der Schweiz, Tschechoslowakei, Polen und Ungarn. Das holländische Volk und die skandinavischen Länder sprechen eine Sprache, die eng mit der deutschen verbunden ist. In den Vereinigten Staaten wird von Millionen Deutsch gesprochen. Es besteht eine sehr grosse Ähnlichkeit zwischen der deutschen und der englischen Sprache. Das Englische ist abgeleitet von dem alten teutonischen Dialekt, der angelsächsischen und germanischen Sprache.

Die Kenntnis der deutschen Sprache bedeutet einen Vorteil in unserem eigenen Land und ebenso auch bei Reisen durch den nördlichen und mittleren Raum Europas.

Studenten der Wissenschaft, hauptsächlich auf den Gebieten der Chemie, Physik, Biologie und Technik werden im Deutschen ein Wissen finden, das ihnen ausserordentlich weiterhelfen kann. Sehr oft werden sie in ihrem Fortbildungsstudium auf wissenschaftliche und technische Bücher stossen, die nur in deutscher Sprache veröffentlicht sind. Studenten der Medizin u. Physik werden oft auf medizinische und technische Bücher und Zeitschriften hingewiesen, die nur im deutschen Originaltext zu bekommen sind. Dem Studenten der Musik ist das Deutsche ebenso wichtig, weil es die Sprache vieler berühmter Musiker ist.

John Foster DULLES, Staatssekretär, äussert hierzu: „Es ist wichtig, dass die Amerikaner sich mit den modernen Fremdsprachen mehr vertraut machen.“

Bernhard M. BARUCH, Berater des Präsidenten, äussert sich: „Ich will unbedingt mit allen Mitteln den Stand des Sprachbedürfnisses an unseren Schulen und Gymnasien heben und fördern.“

General Osmar N. BRADLEY sagt: „Die Jugend von heute soll moderne Sprachen lernen, weil es grosse Vorteile

bringt.“

Pearl BUCK schreibt: „Jeder Hochschulstudent sollte ausser seiner eigenen noch eine andere Sprache beherrschen. Ich würde es gerne sehen, wenn es Sprachenunterricht schon an unseren Primarschulen gäbe!“

H. v. KALTENBORN, Radiokommentarist, äussert: „Einige meiner grössten Vorteile während meiner Laufbahn gewann ich aus der Kenntnis der französischen, deutschen und spanischen Sprache.“

Leo M. CHERNE, Exekutivdirektor vom Amerikanischen Forschungsinstitut, äussert sich: „Es ist so einleuchtend, dass die Kenntnis einer Fremdsprache gerade in unserer heutigen Zeit nützlich und notwendig ist, und mehr als es je in der Menschheitsgeschichte der Fall war.“

Das TECHNIKUM von MASSACHUSETTS stellt fest: „Die Voreingenommenheit dem Studium der deutschen Sprache gegenüber als eine Nachwirkung des I. grossen Weltkrieges hat die strenge Beschneidung der Möglichkeiten zur Erlernung dieser Sprache an den Hochschulen zur Folge gehabt. Das ist sehr nachteilig für die Studenten der Wissenschaft; denn in der deutschen Sprache gibt es eine ausgiebige Literatur, deren Erfassung sehr wichtig ist für wissenschaftliche Forschung.

Viele wissenschaftliche Veröffentlichungen Zentraleuropas und Skandinaviens sind in deutscher Sprache erschienen. Die Sprache hat deshalb ihre ganz eigene Bedeutung und nicht nur als Wissenschaftsträger Deutschlands. Deutschland — unvoreingenommen betrachtet — in ihm findet man einen unermesslichen Bestand technischer Literatur, besonders für die Gebiete der Chemie, Physik, Technik und Biologie.

Und obwohl die Nachkriegszeit viele Veränderungen hervorgerufen hat, wird es von grosser Bedeutung bleiben, welche Stellung deutsche Wissenschaft und Technik in der Welt innehat.“

Cometagraph - Vervielfältiger

handlich, tragbar, billig, nützlich

Ein praktisches Gerät für Vereine,
Schulen und Gemeinden

SVEN R. SCHULZE & CIA. LTDA.
Av. Alberto Bins, 409 — PORTO ALEGRE

Casa Loni

Kleidet jung und alt

Rolândia

der Film über die Familie Trapp gezeigt worden war, musste der geplante Familienabend in wesentlich abgewandelter Form durchgeführt werden. In Itapiranga und São João war Prof. Kleine jeweils im Krankenhause der Schwestern der Hl. Familie untergebracht. — Die Vorbereitungen für das am folgenden Tage stattfindende 25. Julifest waren überall in vollem Gange. Besonders schön war die grosse Pfarrkirche von Itapiranga geschmückt, wo der 25. Juli als Erntedankfest von der gesamten Bevölkerung gefeiert wurde.

Da am Morgen des 25. Juli keine Omnibusverbindung war, wurde der Generalsekretär der Federação von dem Wagen des Herrn Roewer nach Tenente Portela gebracht, wo nach einem grossartigen Umzug bäuerlicher Trachtengruppen und nach einem Feldgottesdienst am Nachmittag das von dem rührigen evangelischen Ortsgeistlichen, P. Norbert Schwantes, entworfene Einwandererdenkmal auf der „Praça Brasília“ eingeweiht wurde, das von dem dortigen Centro Cultural 25 de Julho errichtet worden war. Eine sehr grosse Menschen-



Prof. Theo Kleine spricht anlässlich des
2. Gausängerfestes in Palmitos — S. C.

CONSERVAS FINAS



menge versammelte sich auf dem Platz vor dem Denkmal, und unter Absingen der Nationalhymne wurde das Denkmal durch den Generalsekretär der Federação feierlich enthüllt. Eigerahmt von den Fahnen der Vereine „Florida“ und anderer Kolonien der Umgebung, bot das neue Denkmal unter einem strahlend blauen Winterhimmel ein schönes Bild. Es versinnbildlicht die Zusammenarbeit aller in Rio Grande do Sul eingewanderten Kolonisten, die miteinander der brasilianischen Heimat durch Fleiss und Ausdauer zu Wohlstand verhelfen. Die Bedeutung dieser Zusammenarbeit auf kulturellem Sektor war der Grundton, auf den die Festrede des Geschäftsführers der Federação bei dieser feierlichen Gelegenheit abgestimmt war.

Am 26. Juli nachmittags wurde Prof. Kleine von Herrn Ernst Ramminger und Stud. Theol. Edio Schwantes von T. Portela nach Mondai gebracht, wo für den Abend eine Lichtbildveranstaltung angesetzt war. Vor voll besetztem Saale konnte der Geschäftsführer über die Arbeit der Federação berichten und von der Wichtigkeit der Erhaltung der deutschen Sprache in unserem Lande in aufklärender Weise sprechen. Er fand hier eine besonders sangesfreudige Bevölkerung vor, die nicht nur in Gestalt verschiedener Chöre sich bemerkbar machte, sondern beim gemeinsamen Volksliedersingen sich durch eifriges Mitun auszeichnete. Daher dehnte sich hier auch der Abend länger aus als an anderen Orten. Auch hier fiel wieder die starke Beteiligung der Jugendlichen auf. Ein Beweis dafür, dass unsere Jugend mit Leichtigkeit für die kulturellen Dinge zu gewinnen ist, wenn nur in rechter und frischer Weise mit ihr umgegangen wird. Es ist daher auch auf dieser Reise unseres Geschäftsführers wieder so recht

29.12.1959

Herrn
Studienprofessor Hans Philippi
Schweinfurt
Nik.-Hofmannstr.41

Lieber Herr Philippi,

mit ungewöhnlichem Interesse und mit Zustimmung las ich im "Licht der Heimat" den Aufsatz "Vom sächsischen Christentum", der so viel Richtiges enthält und den, wenn ich recht vermute, Ihr Bruder geschrieben hat, wenngleich mich die Sprache der Ausführungen eigentlich nicht an ihn erinnert.

Je länger ich aber über den des Nahdenkens werten Artikel nachsinne, umso klarer wird mir ein Punkt - der wohl der wichtigste ist - auf den der Verfasser nicht eingegangen ist. Wenn all das, was da gesagt wird über die Gemeinde, die bei uns ~~nicht~~ gelebt habe, unbestreitbar ist, so dünkt mich doch, man müsse noch eine Erklärung für die überaus weit verbreitete Scheu unserer Landbevölkerung, die hiesige Kirche als ihre eigene zu betrachten oder gar zu empfinden, heranziehen. Wenn ich freilich den Finger auf diesen Punkt lege, werde ich manchen heutigen Theologen als Mystiker erscheinen. Nun, das ist nicht das schlimmste.

Immer wenn ich - ich muß mit mir beginnen - in einen ev. Gottesdienst in Deutschland gehe, bleibe ich kalt, es sei denn der Pfarrer ist ein sehr gescheiter Mann, der mich mit seiner Predigt bannt, doch dabei unterscheidet sich der Eindruck, den er auf mich ausübt, nicht von dem ~~von~~ einem anderen Vortragenden in einem profanen Saal. Mit dem Wort "profan" habe ich im Grunde schon alles ausgesprochen, was ich sagen will. Die unheimliche Gefangennahme durch ein Heiliges unterbleibt. Es überträgt sich auf einen stillen Kirchenbesucher rascher durch kultische Handlungen als durch das Wort, das ja den Verstand anspricht und deshalb auch dessen Mitdenken bewirkt. Hören wir aber kultische Worte, zu deren Wesen es gehört, das sie immer wiederholt werden, so behalten sie, besonders wenn sich dazu bestimmte Gebärden fügen, ihre Ausdrucksgewalt, die Macht, Heiliges zu übermitteln. Mich überläuft es immer, wenn an einem Grab ein ev. Pfarrer die Worte spricht "Erde zu Erde, Staub zu Staub". Ich warte bei jedem ev. Gottesdienst auf den Segen und die damit verknüpften Worte und auf das Schlagen des Kreuzes. Und wenn der Pfarrer diese Worte sagt und seine Arme hebt, vergesse ich sofort seine Predigt, mag sie "gut" oder "schlecht" gewesen sein.

Ich erinnere mich, daß ich 1941 in der Ukraine, als eine ehemals kath. Kirche mit einem Heeresgottesdienst wieder in Gebrauch genommen werden sollte, dem dafür bestimmten Pfarrer, mit dem ich beim Mittagessen beim Stab Mansteins saß, mit Heftigkeit nahelegte, er möge sich ein weithin sichtbares Kreuz um den Hals hängen; ich nannte ihm auch die Schirmmeisterei, wo er sich das Kreuz anfertigen lassen könne; und ich bat ihn, mehrmals den Segen zu spenden. Natürlich kam es mir dabei darauf an, den Russen, die den Gottesdienst besuchen würden - und die Kirche war auch voll Russen - etwas zu "geben"; sie für uns zu gewinnen; ich merkte ja schon, was die Kirchenfeindschaft der dem Heer nachfolgenden Parteihengste in dem von uns besetzten Gebiet anrichten werde. Der Pfarrer wehrte sich gegen meine Vorschläge. Sie erschienen ihm äußerlich, vielleicht sogar wie eine Zumutung, kath. Aberglauben zu zelebrieren. Aber ich bedauerte die

russischen Frauen und Männer dann in der Kirche; sie standen dicht gedrängt, hatten seit anderthalb Jahrzehnten keinen Gottesdienst erlebt und nun redete da oben auf der Kanzel, nicht einmal vor dem Altar, ein Mann in deutscher Uniform in einer ihnen fremden Sprache ununterbrochen, es wurden Choräle gesungen, die sie nicht kannten, und natürlich kamen ihnen diese Choräle merkwürdig vor, weil kein Chor sie sang, sondern die hier und dort verstreuten, in der Menge wie verloren wirkenden deutschen Soldaten, also unheilige Menschen wie die Russen, sangen da, und man konnte mit Händen greifen, wie kalt, wie profan, wie angestaut von Enttäuschung die Stimmung in der kahlen Kirche war. Wie aber zuletzt der deutsche Offizier, der von der Kanzel ~~her~~ klettert war, die Arme hob, den Segen sprach, das Kreuz schlug - da ging es wie ein Rauschen durch den Raum, man hörte Aufstöhnen, Schluchzen, und die Menge kniete. Jetzt fühlte sie das Heilige.

Ich mag wann immer zur Zeit der Messe in eine kath. Kirche gehen, und ich bin im Augenblick davon angerührt, daß etwas Heiliges geschieht. Gewiß, ich sehe, daß mitunter die Priester gewohnheitsmäßig zelebrieren, doch sie tun nur, was ihnen geheißen wurde, was so und nicht anders seit endloser Zeit geschieht, und es hat Gewalt über mich und hätte wohl unsagbare Macht über mich, wenn ich unbelastet wäre von der protestantischen Zweifelsucht, die aber gepaart ist mit der weitaus schwieriger zu erfüllenden Nötigung, zu glauben, nicht was da in geheiligten Worten und Gebärden unmittelbar auf mich eindringt, sondern was in einem Glaubensbekenntnis steht, um dessen Auslegung ständig jede ev. Predigt bemüht ist. Nun haben die Katholiken auch ihre Dogmen, die man schwer glauben kann, sie haben sogar mehr Dogmen, und gelegentlich predigen ihre Geistlichen ebenfalls davon, doch der eigentlich kultische Vorgang wird nicht davon beeinträchtigt, er sucht Gott unmittelbar zu vergegenwärtigen, und ein völlig Glaubensloser kann wenigstens dabei denken: was da mit Kniebeugen, Gebärden und Worten getan wird, ist nur ein Symbol, doch es ist es ganz und unmittelbar. Keine Predigt kann es sein; kein Choralsingen, keine Liturgie, an der sich die Gemeinde beteiligt, hat dieselbe unmittelbare Wirkung.

Nun leugne ich nicht, daß bei manchen ev. Gottesdiensten eine seelische Hingabe erfolgt, die diese Wirkung auch herbeiführt. Wenn ich mich durch eine verklärende Erinnerung nicht narren lassen, so meine ich, daß bei unseren heimischen Gottesdiensten eine solche Wirkung oft geschah. Vielleicht steht das im Zusammenhang mit dem Gemeindegefühl. Es steht aber mit noch etwas im Zusammenhang, was Ihr Aufsatzschreiber nicht erwähnt.

Die Kirche bei uns war von niemand ^{im} bestritten. ~~Keiner~~ ^{Fast keiner} von uns glaubte daran, daß Christus der leibhaftige Sohn Gottes sei, keine 2% glaubten an die unbefleckte Empfängnis oder an das Jüngste Gericht. Darin unterschieden wir uns nicht von den binnendeutschen Protestanten oder von den meisten Katholiken. Aber unsere Pfarrer glaubten es auch nicht, genau so wenig wie die binnendeutschen ev. Pfarrer und wohl die meisten katholischen Priester, doch sie, die durch das Glaubensbekenntnis gezwungen waren zu sagen, daß sie es glaubten (was Luther noch wirklich geglaubt hatte), sagten das Ungedachte mit solcher Art, daß wir nicht verhindert wurden, das Heilige, Gott selbst, zum empfinden, während die Pfarrer heute in Deutschland die Bibel und das Glaubensbekenntnis wie eine Dienstvorschrift vortragen, die silbengetreu durchgehezt werden muß. Und da spürt man die Lüge! Gott wendet sich ab. Das Heilige, das Tremendum, die unmittelbare Begegnung mit Gott sind unmöglich gemacht. Man sieht den Pfarrer, der Kommentare gibt, der wie ein Jurist seinen Gesetzestext interpretiert, der plädiert, aber der Gesetzestext der Pfarrer ist, anders als ein Gesetz des Staates, unwandelbar, doch sehr bedürftig, in solche Teile zerlegt zu werden, die göttliches Wort enthalten, und solche, die bloß jüdische Geschichte sind, und all dies scheinbar ehern Gesetze, doch im Einzelfall bestreitbare und von Theologen stets neuer Ausdeutung zuzuführende,

das es in jeder Kirche gibt und immerdar geben wird, hat heute in Deutschland den letzten Rest unmittelbarer Gottesbegegnung im Gottesdienst der Protestanten beseitigt. Die Innigkeit fehlt. Es ist gleichgültig, ob man in Schwaben einen sehr nüchternen, in Bayern einen etwas reicher ausgestalteten Gottesdienst zur Regel machte. Darauf kommt es nicht an. Es fehlt aber da wie dort der redliche echte Gottesglauben, weil man seit den Kämpfen mit den Nationalsozialisten ewig Bekennt. Aber Kirche ist ein Sein oder nichts. Das Bekenntnis zu ihr muß - so wie es bei uns war - selbstverständlich sein, umschließend die Zweifler und die Frommen und sogar die Frömm-ler, ein besseres Vaterhaus. Aber was wäre das für ein Vaterhaus, wo der Vater einem ununterbrochen die Regeln der Wohlanständigkeit, der Kinderliebe und gegenseitigen Hilfsverpflichtung einbläute! Das Vaterhaus ist nur dadurch ein Vaterhaus, weil man sich dort zusammengehörig weiß, ohne davon zu reden, wie auch Offiziere sich ihrer Tapferkeit nicht zu versichern haben, und wer es täte, der wäre verdächtig, und neben diesem selbstverständlichen gemeindehaften Charakter des Vaterhauses hat dieses noch etwas, was man noch weniger zu beschwören pflegt: die Liebe von Kind zu Eltern und umgekehrt, und sie äußert sich nicht in Worten sondern in Taten und in gewissen tief ergreifenden Stunden in einer Bewegung, in einem Blick.

Alle Religion muß diesen wesenhaften Inhalt haben. Fehlt er, so ist die Forderung zu glauben ein leeres Wort. Mir war es immer zweifelhaft, daß man durch den Glauben zu Gott käme, ganz abgesehen davon, ob man durch den Glauben erlöst werden könne, was ja die Glaubensvorstellung voraussetzt, man müsse ein Pesum ableisten und werde, wenn das ausbleibt, bestraft. Zu Gott kommt man unmittelbar. Gewiß, das ist Gnade. Und auch der Gottesdienst hilft da nicht viel. Aber er kann dazu verheißeln, Gott zu spüren oder gleichsam zu spüren, zu wahren, man fühle ihn. Und das wieder ist nur möglich, wenn der im Gottesdienst antende Priester, unbeschadet dessen, was er selber glaubt und wie er es anzudeuten vermag, in bestimmten Worten und Handlungen Gott vermittelt. Dazu kann er aber nur fähig sein, wenn seine Glaubensvorstellungen wenigstens in diesem einen Augenblick völlig beiseitezuschieben imstande ist, wozu er wiederum nur fähig ist, wenn in ihm selbst zumindest einmal - denn davon bleibt für ewig ein Nachstrahl in ihm - Gott erschienen ist.

Es ist schwer anzunehmen, daß ein ev. Geistlicher, selbst ein solcher wie sie heute sind, von Theologie überlastet und ohne wahre Erfüllung, angesichts des Geheimnisses des Lebens, etwa, wenn ~~er~~ einen Toten einsegnet, nicht angefaßt wird vom Heiligen, dem ~~er~~ dient. Darum faßt auch uns die Schlußformel seines Segens an. Darum wächst der Geistliche beim Segen in der Kirche über sich hinaus, denn er tut hier wie dort etwas, was er aus sich gar nicht zu tun vermag: er segnet.

Bei uns daheim wußte jeder Pfarrer noch, was Segnen heißt. Hier wissen sie es nicht. Denken Sie etwa an Molitoris. Ich glaube nicht zu irren, daß diesen würdigen Herrn manche junge Theologen ablehnen. Er wird ihnen theologisch veraltet scheinen. Aber wie immer es mit seiner theologischen Sattelfestigkeit bestellt sei, er kann segnen. Er ist gläubig im Sinne, daß er keiner Bekenntnisse bedarf, um Gott zu spüren, natürlich nicht immer, aber zu gewissen Momenten, und in diesen Momenten ist er so wahrhaftig wie alle unsere Pfarrer waren, wobei ich Glondys wohl ausschließen muß und wohl auch Müller in der Zeit, als er Pfarrer wurde (jetzt mag ihn das Leid gewandelt haben).

Moralische Belehrung, theologische Ausdeutung, Bibelauslegung, das sind Nebendachen angesichts jenes Einen. Ich zweifle nicht, daß es viele ev. Geistliche gibt, die mit aller Kraft bemüht sind, zu glauben, was ihre Glaubensvorschrift ihnen auferlegt. Sie diskutieren sich wund, um es glauben zu können. Sie sind streitbar, weil Streit den eigenen Standpunkt verfestigen kann. Aber den unseligen

Zustand der ev. Kirchen beweist nichts deutlicher als das Schwinden ihrer sakralen Substanz.

Und das merken unsere Landsleute. Jener Bauer, der mir sagte, die Pfarrer hierzulande hätten keine Liebe, wußte sich bloß nicht richtig auszudrücken. Die soziale Liebesverpflichtung erfüllen die Geistlichen sicher und leugnen sie auch nicht, wenngleich sie wie alle Deutschen heute Liebestaten durch Verbände und Organisation gegenüber der unmittelbaren Liebestat vorziehen. Aber würde es einer wagen, wenn er nicht schamlos lügt, zu sagen: mir ist heute Gott ansichtig geworden oder ich habe das -intenfaß nach dem Teufel schmeißen müssen? Keiner kann das sagen, denn er hat beides nicht erlebt.

Nun kommt noch ein Letztes hinzu. Ich und Millionen andere sahen Soldaten in den Tod gehen, Jahre und viele Jahre lang. Idioten meinen, sie taten es, weil sie mußten. Mit derlei materialistischen Gehirnen braucht man sich nicht auseinanderzusetzen. Andere meinen, sie taten es aus Volksbegeisterung. Wer Soldaten kämpfen und sterben sah, weiß, diese Erklärung stimmt nicht. Also etwa aus Pflichtbewußtsein? Ja. Es gibt geschichtliche Situationen, wo ein anständiger Kerl seine Pflicht wahrnimmt und dafür auch stirbt. Aber wer einmal mitanschaute, wie plötzlich die Pflicht nicht mehr als gültig betrachtet wird, wo wie es 1918 im November geschah, und wie dann im Handumdrehen Arme auseinanderliefen, weiß, daß neben der Pflicht und dem Gefühl, daß es sinnvoll ist, für die von ihr gemeinte Sache zu sterben, noch etwas mitwirkte, wenn Soldaten sich aufopfert - ein natürliches Empfinden, zwar fallen aber nicht vergehen zu können. Was Soldaten im Unterstand vor einem Angriff schwatzen mögen, wenn sie aufgeregt und furchtsam sind, zählt da nicht mit. Wie sie aber dann, noch vorher schlotternd vor Angst, ins "reie treten und - gewiß auch geleitet vom Drill und vom Befehl - das im Augenblick Notwendige tun, das für viele Sterben heißt, ist undenkbar ohne die in ihnen tief liegende und bestimmende Gottesgläubigkeit. - Gläubigkeit ist ein sehr schlechter Ausdruck: Gottgewißheit ist besser, und ich möchte fast sagen: Gottumfängenheit. Nach dem Gefecht reden sie dann wieder Unsinn.

Und nun stellen Sie sich vor, ^{sagen} was diesen Männern und ihren Frauen, denen die zu Millionen auch in fürchterlichsten Augenblicken eine innere Geführtheit zu Hilfe kam, ein heutiger ev. Gottesdienst ~~bieter~~ ^{in der Not} kann, in welchem niemals eine auch nur ähnliche Empfindung der Herausgehobenheit aus dem Gewöhnlichen vermittelt wird, wie sie es vielleicht hundertmal erlebt haben. Unser Volk und vermutlich auch die anderen europäischen und das russische, denen das Schicksal unsägliche Nöte aufbürdete, ist nicht unreligiös, aber die Kirche, und zwar die evangelische, ist unfähig, die Religiosität anzusprechen, zu vertiefen und fürchtbar zu machen. Die kath. Kirche, die sich wenigstens nicht in inneren Zwisten erschöpft, nicht der Glaubensgesetze wegen in die politische Arena ziehen ließ, die nicht leugnete, was jedes Volk an Ehre, Werten und Geschichte benötigt, und die noch das Heilige unmittelbar zu vermitteln weiß, ist heute die einzige Kirche, die in Europa lebt, womit ich keinem ev. Pfarrer einen Vorwurf machen will. Sie meinen es ja gut. Sie wissen nur nicht, daß sie eine Partei geworden sind. Vielleicht ist es der ev. Kirche bestimmt zu vergehen. Sie war ein Seitenast der katholischen. Und wenn auch alle Bäume einmal absterben, die Äste können oft eher als der Stamm verdorren.

Wenn also unsere Landsleute in der hiesigen ev. Kirche "fremdeln", so wird ihnen kein Katechismusunterricht und kein Evangelium helfen, solange der lebendige Gott diese Kirche meidet, weil sie wohl zuviel Gewicht auf Unterricht und Ausdeutung und Bekenntnis des Evangeliums legt. Aber das ist ihr auch auferlegt. Neulich war ich mit einem Landsmann, einem reichen und ungewöhnlich erfolgreichen Kaufmann, auf einer gemeinsamen Urlaubreise; er ist katholisch und bleibt es, obwohl er natürlich das Protestantische gut kennt. In den ev. Kirchen gibt es nichts Heiliges, sagte er mir, als wir Kirchen besuchten. Dasselbe sagte mir Bruno Brehm. Dasselbe kürzlich ein Wiener Verleger. Und alle meinten nicht nur das Licht des Allerheiligsten, das in jeder kath. Kirche tröstlich herblickt. Alles Gute für 1960. Ihr

Regensburg, den 14.12.1969.

An Herrn
Oberstudiendir. Hans Philippi
88 Ansbach
Reuterstr. 9

Sehr geehrter Herr Studiendirektor!

Im Frühjahr dieses Jahres übermittelte ich Ihnen (per Post eingeschrieben) einen Aufsatz, den ich über Bitte von Prof. Klein verfaßte. Im Laufe des Sommers erkundigte ich mich öfter (einmal auch mit eingeschriebener Zuschrift), ob der Aufsatz erscheinen würde oder nicht.

Da ich bis heute keine Antwort darauf erhalten habe, bitte ich Sie nun um Auskunft darüber. Sollten Sie den Aufsatz nicht veröffentlichen können, bitte ich um offene Angabe der Gründe (ich bin nicht empfindlich) und um eingeschriebene Rücksendung auch der beigelegten Aufnahmen, da ich kein Doppel davon habe.

Mit bestem Dank!

Ihr ergebener

i k g s

"Ansbacher Nachrichten" Nummer 125

2.6.1971

Leiter des Gymnasiums Carolinum

Hans Philippi ein Sechziger

Ein Mittelpunkt im Geistesleben

Heute begeht der Leiter des Gymnasiums Carolinum, Hans Philippi, seinen 60. Geburtstag. Er entstammt einer Siebenbürger Theologen- und Juristenfamilie und wurde in Kronstadt geboren. Nach dem Besuch des evangelischen deutschen Honterus-Gymnasiums seiner Heimat studierte er an den Universitäten Klausenburg, Tübingen und Berlin Philologie und legte das Staatsexamen in Klausenburg ab.

Philippi diente im rumänischen Heer und begann seine Tätigkeit als Lehrer der alten Sprachen in seiner Vaterstadt. Daneben fühlte er sich von Anfang an für das kulturelle Leben der deutschen Bevölkerung Siebenbürgens in Musik, Kirche und Gesellschaft verantwortlich. Die Erschütterungen des Zweiten Weltkrieges griffen tief in das Leben der Familie, die inzwischen drei Söhne hatte, ein. Nach drei Jahren Kriegsdienst im rumänischen Heer erlebte Hans Philippi das Kriegsende als Evakuierter in Österreich. 1946 übernahm ihn das bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus in den höheren Schuldienst. Nach fünfzehnjährigem Schuldienst am Celtis-Gymnasium in Schweinfurt wurde Philippi 1962 als Oberstudiendirektor die Leitung des humanistischen Gymnasiums Carolinum in Ansbach übertragen. Mit dem Umbau des Gymnasiums, der Einrichtung eines neusprachlichen Zweiges und der Erprobung schulischer Reformen warteten auf ihn schwierige Aufgaben.

Neben seinen schulischen Aufgaben trägt er eine reiche Fülle von Verantwortung im kirchlichen Raum und im Kreis seiner Siebenbürger Landsleute. Nachdem er bereits in Schweinfurt im Kirchenvorstand, in der Gesamtkirchenverwaltung und in der Arbeitsgemeinschaft „Evangelium und Geistesleben“ führende Aufgaben übernommen hatte und daneben zeitweilig der Bayerischen Landessynode angehörte, berief ihn die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche in Deutschland 1954 in ihre Generalsynode, der er noch angehört. Im Kreise der nun in Deutschland beheimateten Siebenbürger Sachsen gilt er als ein geistiger und geistlicher Mittelpunkt. Seit 1951/55 leitet er deren Hilfskomitee und gibt den Monatsgruß „Licht der Heimat“ und das Jahrbuch „Siebenbürgisch-sächsischer Hauskalender“ heraus. Auch die Diasporaarbeit der evangelischen Kirche ist ohne seine Mitarbeit nicht mehr denkbar. Nachdem er 1963 in den Verwaltungsausschuß des Gustav-Adolf-Werkes, Hauptgruppe Bayern, und 1965 in die Zentrale des Werkes berufen worden war, übernahm er 1970 nach dem Tode von Kirchenrat Fikenscher, München, den 1. Vorsitz der bayerischen Hauptgruppe des Gustav-Adolf-Werkes.



Ballade vom falschen und wahren Jakob

Es ist nicht gut, wenn ein frommer Christ bei all' seinem Tun und Lassen das Eine zu seinem eigenen Schaden vergisst, dass nämlich Lügen meist kurze Beine und meist eine so kurze Laufzeit besitzen, dass selbst Kirchentage ihn nicht davor schützen, entlarvt zu werden und demaskiert, so wie es mit Recht frommen Heuchlern passiert.

Den falschen Jakob seht Ihr hier im Bild - doch wird auf der gleichen Seite der wahre und echte Jakob dem Leser enthüllt, der ungeachtet der sechzig Jahre, die er nunmehr zählen mag, lügt wie gedruckt, und ohne dass er mit der Wimper zuckt, durch die 'Ansbacher Nachrichten' lässt verbreiten: Er habe im Weltkrieg, u.zw. in dem Zweiten, im Heer der Rumänen seinen Dienst leisten müssen, und das, obwohl alle Landsleute wissen, dass es ihm bei der Schutzstaffel (SS) in Wien viel mehr als an der Front zu behagen schien.

Er wurde denn auch nicht evakuiert, wie er angibt in den zitierten 'Nachrichten', auch hat er wohl nicht so zu Ende studiert, dass er am Gymnasium durfte unterrichten; sonst hätte er dies wohl auch in Kronstadt getan, und nicht I.G.-Farben, woselbst wir ihn sah'n, zur künftigen Laufbahn sich auserkoren, wo wir ihn dann aus den Augen verloren, bis er bei der Frontzeitung "Der Grenzer" in Wien als ein richtiges Stehaufmännchen erschien.

Von da an stieg auf der Eselsleiter als beamteter Lehrer er immer weiter, bis er dann in Ansbach - weil er gar so fromm - die Spitze am "Carolinum" erklomm.-

Dort sitzt er auch heut noch und scheffelt daneben viel Geld, das die Leute ihm für sein "Irr-Licht der Heimat" - denn sehr viel mehr ist es nicht - freiwillig und zudem gedankenlos geben, nicht wissend natürlich was damit passiert, weil bisher es keiner genau kontrolliert.

So sieht nun der Leser auf diesem Blatt zwei Bilder, zur Linken eins, eines zur Rechten - doch wer Unterscheidungsvermögen hat, mag leicht unterscheiden das Falsche vom Echten.

Aliquis Coronensis

k g s

Telegramm

Deutsch

Verzögerungs-
vermerke

009 =ANSBACHMITTELFR 20/19 23 1117 ===

aus

Datum Uhrzeit 23. Mai 1968 11/30 Empfangen Platz Namenszeichen		Datum Uhrzeit 23. Mai 1968 Gesendet Platz Namenszeichen	
TSt Starnberg Empfangen von 6143C ANSBACH D =		DR. HEINRICH ZILlich SCHIESSSTAETTSTR. 12 813/STARNBERG ===	
		Leitvermerk	

DIE BESTEN WUENSCHEN IM EIGENEN NAMEN UND IM NAMEN DES
HILFSKOMITEES = HANS PHILIPPI ===

COL 12 813 =

Dienstliche Rückfragen

§ 10. 64 /
DIN A 5, Kl. 30 a

+ C 187 zu 100
VI, 2 Anl. 4

Starnberg am See, 14.8.1951

Lieber Herr Philippi, eben schickt mir Herr Hubert Groß die Einladung zur Vorstandssitzung unseres Hilfskomitees. Entsprechend der Anmerkung auf der Einladung sollen Vorstandsmitglieder Ihnen mitteilen, wenn sie verhindert sind. Leider bin ichs. Ich schrieb Ihnen, glaube ich, schon, daß ich in diesen Wochen durch eine für meine Existenz entscheidende Terminarbeit an den Schreibtisch genagelt bin. Der Ort der Vorstandssitzung ist für mich so schwierig zu erreichen, daß ich drei Tage verlieren müßte, wenn ich an der Sitzung teilnehmen würde. Darum bitte ich Sie, mich zu entschuldigen. Ich wünsche Ihren Beratungen einen guten Erfolg und grüße Sie und alle anderen, die sich in der Neufürstenhütte treffen, herzlich als Ihr

ikgs

18.8
Münchener
37

Schweinfurt, den 17.2.1952.

Sehr geehrter Herr Tittes!

Leiderwarte ich immer noch vergebens auf eine Antwort auf mein Schreiben vom 6.2., in dem ich Ihnen wegen der geplanten gemeinsamen Freizeit neue Vorschläge machte. Inzwischen schrieb mir Erich Roth, daß er leider für den 15.4. schon einen Vortrag auf dem Berliner Universitätstheologentag zugesagt habe, also den von mir vorgeschlagenen neuen Termin im Anschluß an den Verbandstag nicht annehmen könne.

So muß ich nun wieder auf meinen ersten Vorschlag zurückkommen, von dem in unseren mündlichen Besprechungen im November und dann im Januar wieder die Rede war. Es wäre uns möglich, die Freizeit in Starnberg am Gründonnerstag und Karfreitag, also am 10. und 11. April abzuhalten. Ich bitte Sie um Ihre Zusage für diesen Termin. Es liegt mir sehr viel daran, daß es einmal zu diesem ausführlichen und gründlichen Gedankenaustausch zwischen den Herren des Vorstandes unserer Landsmannschaft und Herrn Dr. Zillich einerseits und Erich Roth, sowie einigen anderen Mitarbeitern (soweit sich diese in der Osterzeit freimachen können) kommt. Auch Sie haben ja die Notwendigkeit anerkannt und Ihre grundsätzliche Zusage gegeben. Ich denke, daß diese beiden Tage, da es ja halbe Feiertage sind, auch für die Herren des Vorstandes günstig sind.

Nun bitte ich aber herzlich, mir Ihre Zusage schnell zu geben, da wir dann noch die Mitglieder des Hilfskomiteeverstandes verständigen müssen. Man muß solche Pläne doch einige Wochen vorher bekanntgeben, denn wir kommen ja alle von außerhalb Münchens zu Ihnen.

Herrn Dr. Zillich sende ich Durchschlag dieses Schreibens mit der Bitte, zu dem vorgeschlagenen Termin auch seine Zusage zu geben.

Ich hatte bei meinem weiteren Vorschlag, am 2. Ostertag einen Heimatgottesdienst und Heimatkirchentag zu halten, an Erich Roth als Prediger gedacht. Da er solange nicht in München sein kann, möchte ich nun diesen Vorschlag rückgängig machen. Schön wäre es ja, wenn man in das Programm des Verbandstages einen Gottesdienst einbauen könnte. Ginge es etwa so, daß man die Hauptausschußsitzung auf 9 Uhr legt und dann um 11 oder 1/2 12 den Gottesdienst ansetzt? Zur Zeit des Hauptgottesdienstes bekäme man die Kirche ohnehin nicht. Es entspräche wohl auch unserer Siebenbürgischen Tradition,

25. April 2. H.
solch eine Tagung mit Gottesdienst zu beginnen und würde außerdem auch in den Augen der kritischen Beobachter das gute und saubere Verhältnis zwischen landsmannschaftlich-völkischer und kirchlicher Arbeit deutlich machen. Am Osterseiertag könnte Erich Roth die Predigt noch übernehmen.

Vom Hilfskomitee aus wollen wir -darüber möchte ich Sie auch noch unterrichten-am Karsamstag einen Nachmittag oder Abend für die Jugend und Kriegsgenerationen halten. Allerdings ist auch das nur möglich, wenn Sie dem Freizeittermin zustimmen, da es uns nur dann möglich ist, nach München zu kommen. Solche Reise muß schon wirklich mehrere Dienste verbinden, wenn man sie verantworten will.

Ich setze persönlich sehr große Hoffnungen in unsere weitere Zusammenarbeit -auch in Uffenheim und Reichenburg gingen wir mit Schönauer und Weltzer einträchtig Hand in Hand- und freue mich auf Ostern.

Mit herzlichen Grüßen, Ihr

Walter Pridgen

Lieben Herr Dr. Lohr!

Für Ihre Schreiben vielen Dank! Vielleicht hat Ihnen Eines schon gesagt, daß ich persönlich bezüglich meines größten Bruders sehr viel ruhiger geworden bin (nicht zuletzt dank Erich Roths Stellungnahme) und mich damit sehr freue. Hoffentlich kommt es zu dem Fest. Ihr P.

ikgs

15.7.1953

Herrn
Studienrat Hans Philippi
Schweinfurt
Nik.-Hofmannstr.41

Lieber Herr Philippi,

ich habe Sie lange auf Antwort warten lassen, aber ich wollte nicht schreiben, bevor ich wußte, ob es Herrn Tittes gelingen werde, den Betrag zu beschaffen, den die Landsmannschaft zur Deckung der Reise- und Aufenthaltskosten für die geplante Tagung in Rimsting benötigt. Die Summe ist nun gesichert und damit die Tagung.

Was freilich den Termin betrifft, so müssen wir von Ende August absehen und den Herbst in Ansatz bringen, weil das Siebenbürger Heim im August von Gästen besetzt ist.

Wie Sie meinte auch Herr Professor Roth, als ich mit ihm neulich in Göttingen sprach, er hielt es für besser, wenn nicht ich allein die Einladungen ausschickte. Ihm wie Ihnen bin ich dankbar, daß Sie beide auf diesem Wunsch nicht bestehen wollen.

Ich bitte Sie, mich recht zu begreifen, wenn ich daran festhalten möchte, daß ich einlade, nicht aber die Landsmannschaft oder das Hilfskomitee. Ich fasse mein Amt, als 1. Vorsitzender so auf, daß für die eigentliche Geschäftsführung, die mir ja gar nicht obliegt, nicht ich die unmittelbare Verantwortung habe, sondern der Geschäftsführende Vorsitzende und der Bundesvorstand als Gesamtheit, daß ich aber vor jedem anderen die Wegrichtung der Landsmannschaft verantworten muß. Ich bin dabei an die Beschlüsse des Verbandstags, des Hauptausschusses und des Vorstands gebunden, doch niemand nimmt mir die innere Verantwortung dafür ab, daß die Landsmannschaft grundsätzlich den rechten Kurs steuert, gleichgültig, ob einzelne Maßnahmen, die in den Bereich der laufenden Geschäfte fallen, auch einmal verfehlt sein mögen, was immer vorkommen kann. Ich muß daher bemüht sein, die wesentlichen Gesichtspunkte zu klären, und darf alles aus eigenem Antrieb tun, was diesem Ziel nützt. Dazu gehört jetzt die geplante Tagung. Es handelt sich bei ihr um Klarlegung der Richtung, die die Landsmannschaft zu gehen hat. Und so steht es auch mir zu, die Einladungen auszusenden und die Zusammenkunft zu veranstalten.

Es werden dort konkrete Dinge zu erörtern sein. Jeder wird seine Ansichten äußern können. Darum sollen die Teilnehmer so ausgewählt werden, daß sie alle Kreise von Gewicht und alle Gegenden, wo Landsleute wohnen, vertreten. Theoretische Diskussionen müssen natürlicherweise in den Hintergrund rücken, denn wichtiger ist die einfache Feststellung, wie wir grundsätzlich zu arbeiten haben. Ich bin gern bereit, auch allgemeinere und selbst weltanschauliche Aussprachen mitzumachen. Das wäre dann aber das Thema einer anderen Tagung. Wenn das Hilfskomitee eine solche einmal veranstalten will, so habe ich nichts dagegen.

Durch die Terminverschiebung gewinne ich Zeit für die Vorbereitung des Programms, der Beratungsgegenstände und der Einladungsliste. Das ist mir lieb. Die Einladungen werden jetzt nur im August verschickt werden müssen.

Lassen Sie mich noch einige andere Dinge aufgreifen.

Zunächst das Siebenbürger Heim. Es ist gelungen, einige jüngere Landsleute dafür zu begeistern, sich tätig an den vielen Arbeiten zu beteiligen, die das Heim noch erfordert. Mit Eifer sind sie am Werk. Sie sammeln gegenwärtig ebenso wie die Ortsgruppen der Landsmannschaft Spenden, um die noch nötigen Anschaffungen zu ermöglichen, deren Deckung wir aus der erhofften, leider verweigerten Kirchenspende von 10.000 M beabsichtigt hatten. Es scheint überdies zur Gepflogenheit zu werden, daß Landsleute und landsmannschaftliche Gruppen Ausflüge nach Rimsting unternehmen. Ein schöner Prospekt ist, ebenfalls unter Mitwirkung jüngerer Kräfte, erschienen. Bis genügend Dauerinsassen einziehen, werden Sommerfrischler im Heim wohnen. Kurz, die Werbung ist endlich in Schwung gekommen. Dennoch wäre es gut, wenn Sie entschieden dafür eintreten wollten, daß die Kirche ihre Tasche aufknöpft.

Staedel. In Eichenau waren wir eines Sinnes, daß Staedel rehabilitiert werden müsse, und zwar in doppelter Hinsicht: gegenüber den Landsleuten und gegenüber den binnendeutschen Kirchen. Wir lehnen politische Ketzerrieckerei ab, ebenso aber auch die theologische Diffamierung unserer Geistlichen. Es ehrt uns keineswegs, daß wir Staedel, der Sachsenbischof bleibt, auch ohne dies Amt zu versehen, unter dem Einfluß binnendeutscher Kirchenströmungen gleichsam in der Versenkung verschwinden lassen. Am wenigsten verstehe ich, wenn sogar Sachsen, die einst seine unbedingten Anhänger waren, nun keinen Finger für ihn krümmen. Auf solche Weise kann man sich kein Alibi verschaffen.

Wollten wir Bischof Müllers Handlungen unter den Kommunisten betrachten, so ließe sich gegen ihn, nicht bloß von der Theologie her, manches einwenden; er würde dazu vermutlich sagen, er müsse mit den Wölfen heulen. Auch bei Staedel dürfen wir nicht darnach schnüffeln, ob er in dem oder jenem Fall theologisch richtig vorging - das sind ohnehin sehr strittige Erwägungen. Daß er aber ehrenhaft handelte, bezweifelt niemand, ebenso wenig, daß er sein Amt ~~mit~~ gewissenhaft führte. Im roten KZ-Lager war er vorbildlich mannhaft. In Ihren Freizeiten wurde mehrfach erklärt, wir müßten zum echten Sachsentum zurückkehren. Unbeschadet dessen, was sich der Einzelne dabei vorstellt, ist eins nicht zu bestreiten: der Sachsenbischof ist für uns eine Person, die wir zu achten haben; dies müssen wir tätig ~~zu~~ beweisen.

Die Landsmannschaft wird hierüber bald Klarheit schaffen. Bei der Tagung in Rimsting ist Gelegenheit, dazu das Nötige kurz und deutlich zu erklären. Aber noch mehr als die Landsmannschaft hat das Hilfskomitee die Pflicht, Staedel zu rehabilitieren, und dies bei den binnendeutschen Kirchen, indem es dort unmißverständlich erklärt, daß wir Staedels Einreihung in die Gattung der verketzerten Geistlichen nicht länger dulden. Ich betone, daß uns Staedel mit keinem Wort um diesen für einen Sachsen selbstverständlichen Dienst gebeten hat.

Es wäre gut, wenn Sie entsprechend der Eichenauer Absichten nun bei der Kirche vorstellig würden, um die leidige Sache zu bereinigen.

Nochmals Kirche. Wir Sachsen sind die größte evangelische Gruppe der Südostdeutschen in Bayern. Trotzdem haben wir in der Himmelreichstraße bloß einen sächsischen Angestellten (Dr. Alberti), die Ungarndeutschen drei (Reitinger, Lufer, März), die Buchenländer zwei (Uhrich, Dr. Wagner). Gerade diejenige Arbeit, die Sie im Hilfskomitee leisten (Seelsorge, unmittelbare menschliche Betreuung) ließe sich stark erweitern, wenn wir noch zwei besoldete Angestellte der Kirche hätten. Die Landsmannschaft würde das sehr begrüßen, weil dann der, gerade von theologischer Seite gemachte Vorwurf, wir kümmerten uns nicht genug um die Innenarbeit, seltener erhoben werden könnte. Die ehrenamtlichen Mitarbeiter der Landsmannschaft sind überanstrengt, der Bundesvorstand kaum in der Lage, die geschäftsmässig anfallenden Arbeiten zu leisten; es wäre ausgezeichnet, wenn einige kirchlich beamtete Landsleute hier einspringen könnten. Wenn Sie gelegentlich bei der Kirche vorstoßen wollten,

ließe sie sich vielleicht überzeugen, daß man der größten evangelischen Gruppe der Südostdeutschen nicht verweigern kann, was man den kleineren zubilligt.

Heimatortskartei. Seit mehreren Jahren empfängt Dr. Leber (Caritas) vom Bundesinnenministerium monatlich 3000 M zur Errichtung der südostdeutschen Heimatortskartei in Stuttgart. Diese Kartei wurde schon vor Gründung der Landsmannschaften begonnen und kirchlichen Stellen übertragen, dem ev. Hilfswerk und der Caritas. Entgegen unserem Einspruch beim Ev. Hilfswerk sind wir mit unserer Heimatortskartei nicht jenem eingegliedert, sondern der Caritas. Das Hilfswerk weigerte sich, uns zu übernehmen. Nach einem Bericht Coullins, der die sächsische Kartei eingesehen hat, ist sie kaum vorhanden, völlig unzulänglich und indiskutabel. Die Landsmannschaften bemühen sich, alle Heimatortskarteien in eigene Hand zu bekommen, weil der Zweck der Aufzeichnungen weniger kirchliche als landsmannschaftliche, politische und gesamtdeutsche Interessen berührt. Unbeschadet, ob und wann die Landsmannschaften ihr Ziel erreichen, wäre es dringend notwendig, Dr. Maurer zu überzeugen, unsere Kartei der Caritas wegzunehmen und selbst zu verwalten. Wir haben, wie erwähnt, bisher vergeblich darum gerungen. Ich bitte Sie, mit dem Hinweis auf unser Luthertum, auch Ihrerseits Dr. Maurer zu bedrängen, daß wir es nicht verstehen, wie er, also das ev. Hilfswerk, unsere Kartei der Caritas überlassen kann, wo Dr. Leber eine mehr als mangelhafte Arbeit vollbringt. Es wäre eine wahre Freude, wenn es Ihnen glückte, ihn zu bewegen, diesen unglaublichen Zustand zu beseitigen.

Nun aber bin ich am Ende. Es ist ein langer Brief geworden, und ich blicke mit Entsetzen auf die vielen anderen Schreiben, die ich noch beantworten muß.

Mit herzlichen Grüßen und guten Ferienwünschen

Ihr

NB. Eine Abschrift dieses Briefs schicke ich auch Roth.



60 für eine 10. aus für
in der Ecke in der
hoffe Ihnen
Schweinfurt, 25.7.1953.

Lieber Herr Dr. Zillich!

Meine späte Antwort auf Ihren Brief vom 15.7. und die Karte vom 17.7. soll keinerlei "Revanche" sein. Ich kam einfach vor lauter Rückständen, die in den ersten Ferientagen aufzuarbeiten waren (in der Schulbücherei, im Garten, auch in HK-Sachen) nicht dazu, diesen Brief, der wegen der Wichtigkeit der Fragen doch länger werden muß, zu beginnen. Doch hoffe ich, daß unser brieflicher Austausch in Zukunft wieder die früher so dankbar empfundene Pünktlichkeit annehmen wird.

21
Siebenbürger-Heim. Ich habe mich selbst sehr gefreut, daß wir das kirchliche Geld bekamen. Roth hatte mich schon vorher, als er meine Anträge las, (zwar anerkennend) der "höflichen Penetranz", an anderer Stelle der "Zähigkeit - um nicht zu sagen Dreistigkeit" geziehen, aber ich konnte mir die leisten, weil ich wußte, daß sie nicht als Dreistigkeit aufgenommen würde. So ist die Gewährung dieses Betrags für mich zugleich die Bestätigung eines Vertrauensverhältnisses, das zwischen dem bayerischen Landeskirchenrat und unserem HK besteht und das mich nicht nur persönlich trägt, sondern auch als Positivum für uns alle angesehen und gepflegt werden sollte. Ich hoffe, daß das auch im Bundesvorstand gesehen wird. Einige Tage vor der Gewährung des Geldes noch war es mir sehr schlecht gekommen zu erfahren, daß Loew in einer Hilfsvereinssitzung (während meine Gesuche, von denen Ganzert Abschrift besaß, noch liefen) erklärte, von der Kirche sei doch nichts mehr zu erwarten, und -mein zweiter Schmerz!- noch hinzufügte, LM und HK entwickelten sich doch immer weiter auseinander.

Ich bleibe gleich bei den die Kirche berührenden Fragen:

Staedel. Mit Staedel stehe ich seit Jahren in einem losen Briefverkehr, hatte auch einmal seinen Besuch in Schw. und bemühe mich schon lange, ihn zu unserem theologischen Arbeitskreis zuzuziehen. Leider ist er noch nicht dazu gekommen, und auch zu Ostern in Eichenau fiel die geplante Aussprache über die Ereignisse, in deren Mittelpunkt gerade er stand, ins Wasser, nicht nur weil Staedel selbst infolge zu später Einladung nicht teilnahm, sondern weil auch Roth als Referent ausfiel. Es ist mir vollkommen klar, daß wir hier die Aufgabe haben, eine Bereinigung nach jeder Richtung herbeizuführen. Ich lege Ihnen Abschrift eines Briefes an Staedel bei, in dem ich ihm einen neuen Vorschlag zur Bereinigung der ganzen Frage mache. Übrigens hat auch Erich Roth schon 1947 in München mit Staedel gesprochen und schon damals eine Rehabilitierung ins Auge gefaßt, die Roth allerdings in Verbindung mit einer Revision St.s früheren (und das heißt für uns: auch unseres früheren) Standpunktes sah, an der u.W. Staedel selbst arbeitet.

Der einzige Weg zu einer Bereinigung, die wirklich echt und erfolgreich sein soll, ist der über eine offene Aussprache, die ebenso die Theologische wie die menschliche Seite klärt. Auf dieser Grundlage bin ich dann bereit, die Sache auch mit den kirchlichen Stellen zu behandeln. Ich persönlich sehe in Staedel einen lauterer Menschen und ringenden Christen, habe seine Predigt darum immer so echt gefunden und so gerne gehört, und weiß auch von seiner vorbildlichen Haltung im Internierungslager. Darum liegt mir auch persönlich an der Klärung und Rehabilitierung. Diese muß aber in brüderlicher und auch theologischer ernster Weise überzeugen, wenn sie das Vertrauen stärken und nicht zerstören soll. Darum geht es nicht so einfach: Klarheit schafft man nicht, indem man "das Nötige kurz und deutlich

erklärt", sondern indem man den überzeugt, dem man etwas erklärt. Das kann man nicht indem man den Hammer schwingt (Roth). "Der Sachsenbischof ist für uns eine Person, die wir zu achten haben" - richtig: aber auch Müller ist unser Sachsenbischof, ist heute Sachsenbischof. Hier wird schon deutlich, daß die Frage, wenn man sie verantwortlich lösen will, so einfach nicht ist. Ich hoffe aber, daß der von mir vorgeschlagene Weg die notwendige Bereinigung bringt. Was ist übrigens Konkretes über Diffamierung Staedels und unserer Geistlichen überhaupt bekannt, außer dem abgelehnten Empfang durch Bischof Meiser? Es wäre wertvoll, wenn Sie mir von solchen Feststellungen Kenntnis geben würden, damit ich ihre Bereinigung angehen kann.

Kirchliche Angestellte. Die mitgeteilten Anstellungen buchenland- und ungarndeutscher Hilfskräfte in der Landesgeschäftsstelle für kirchliche Vertriebenenarbeit ist mir bekannt. Ich wußte sogar, wieviel Gehalt die einzelnen bekommen, welche Arbeiten ~~xxx~~ ihnen zugewiesen sind und auf wie lange Zeit ihre Einstellung vorgesehen ist. Ich habe dieses aber alles vergessen, weil es mich nicht beunruhigte und ich nichts Anstößiges daran finden konnte. Dr. Alberti ist aber in der Lage, wenn es den Bundesvorstand der LM interessiert, genaueren Aufschluß zu geben. Sicherlich ist die Anstellung dieser Männer für die beiden Gruppen ein Erfolg, vielleicht steckt sogar eine gewisse ~~smecherie~~ dahinter. Aber auch das macht mich nicht unruhig, noch viel weniger drängt es mich, es ihnen gleich zu tun. Ich weiß, daß einer der Herren wegen der vielen Arbeiten in der Lastenausgleichberatung auf Zeit eingestellt wurde. Dieser steht, ebenso wie übrigens auch Herr Uhrig schon früher, in allen Fällen, in denen unsere Landsleute oder Dr. Alberti für unsere Landsleute seine Hilfe brauchen, immer gerne zur Verfügung. Bisher hat Dr. Alberti m.W. noch niemand, der seine Hilfe suchte, abweisen müssen. Sollte er aber erklären müssen, daß ~~daß~~ er die anfallenden Einzelbetreuungen nicht mehr leisten kann, so werden wir auch auf Abhilfe sinnen und dann ebenfalls versuchen, eine Hilfskraft zu bekommen. Auf keinen Fall aber werde ich mich dabei auf "die größte evangelische Gruppe der Südostdeutschen in Bayern" berufen und irgendwelche Fragen der Majorität aufwerfen. Erstens, weil wir durch Anrufung und Anerkennung dieses Grundsatzes uns ins eigene Fleisch schneiden würden, wenn dann die Schlesier und Ostpreußen und all die anderen dasselbe für sich forderten und in der Folge in den kirchlichen Gremien auch die Zahl zu herrschen begönne. (Heute habe ich genau dieselbe Stellung wie etwa der Vorsitzende des Schlesischen HK in Bayern und im allgemeinen Konvent in Hannover ist es genau so, praktisch geht unser Einfluß oft weiter als der der großen Gruppen). Und zweitens, weil gerade der ewige Streit etwa im Rat der Südostdeutschen, um die Zeitung usw. mir eine Warnung ist. So kann man kirchlich nicht arbeiten!

Ich bin froh, daß sich unsere Wünsche nach einer intensiveren seelsorgerlichen Arbeit wieder begegnen. Ich halte es auch für durchaus möglich, daß wir vielleicht auch die Anstellung einer zweiten Kraft anstreben müssen und bin für Ihre Anregung dankbar, hoffe aber, daß auch Sie mir recht geben, daß wir einen solchen Antrag nur von der anfallenden Arbeit her begründen können und nicht mit dem Hinweis auf die anderen. Ich stehe deshalb mit Dr. Alberti in Verbindung und werde die Sache weiter verfolgen und Sie gegebenenfalls von ihrem Fortgang unterrichten.

Heimatortskartei. In dieser Frage bin ich sehr gerne bereit, Dr. Maurer vom Hilfswerk in Ihrem Sinne zu bearbeiten. Zu diesem Zweck erbitte ich mir, um sachlich fundiert vorgehen zu können, 1. eine Aufstellung über die Verteilung aller Heimatortskarteien in Westdeutschland, 2. Abschrift des Einspruchs, den unsere LM

Nachtr.
Bücherhaus
Meyerhoff
Hauptgeschäfts-
stelle in Bayern
Arbeit-chen Goser
Einschleife Vertrieben
vermehren

Maurer

Dr. Loew

2
Damit komme ich auch zur personellen Seite der Veranstaltung. Es wäre eine Verbiegung meines Vorschlages und, wie ich meine, auch des ~~Zieler~~ notwendigen Zieles der geplanten Aussprache, wollte man in irgendeiner Weise die Teilnehmer nach ihrer Einstellung zur LM ~~auswählen~~ auswählen und sich durch die treuen Amtswalter oder -ein anderer Gesichtspunkt der Auswahl- eine geistige "Elite" den bisherigen Kurs bestätigen lassen. Beide Gruppen sollen da sein, aber daneben soll auch auf die gehört werden, die anderer Meinung sind. Nichts gegen Gewicht und Niveau, aber wichtiger noch erscheint mir der Ernst und die Glut der Hingabe, die man von Seiten des Bundesvorstandes bei denen, die anderer Meinung sind, ^{ebenso} zu unterschätzen geneigt ist wie deren Intelligenz. Nur so kann ich es verstehen, daß die ganz ohne Verbindung untereinander von verschiedenen Seiten geäußerten Bedenken in verschiedenen Fragen, die in Dinkelsbühl beraten wurden, bis heute eigentlich so gar nicht ernst genommen werden und Tittes sie mit der (wirklich lächerlichen) Bemerkung abzutun suchte, das seien alles meine (!) "Schergen": Männer, die ich selbst vor Dinkelsbühl zum Teil noch nie gesehen hatte. Ich will mich gegen diesen Anwurf auch heute nicht verteidigen, Sie, Herr Dr. Zillich dürften mir wohl bestätigen können, daß ich seit Jahren nichts anderes als eine Verständigung auf einer sauberen, mittleren Linie suche, immer mit offenen Karten gespielt -wobei der Ausdruck "spielen" ganz falsch ist- und Mißtrauen zu zerstreuen gesucht habe (wie etwa im Falle Roth nach Ratzeburg, hier scheinbar mit Erfolg). Von dieser Linie werde ich mich nicht abbringen lassen, auch wenn mir selbst dabei mit Mißtrauen begegnet wird. Worum es mir heute geht ist, das man aufeinander wirklich zu hören, einander ernst zu nehmen gewillt ist und nicht zuerst die Selbstbestätigung sucht, sondern auch bereit ist, sich einmal in Frage stellen zu lassen und nach einem gemeinsamen Weg zu suchen.

Alle Kreise von Gewicht und alle Gegenden, in denen Land-
leute wohnen, sollen vertreten sein - diesem Grundsatz stimme
ich also zu, möchte ihn ~~aber~~ so erweitert sehen, daß o.W.
auch Personen, die keinen "Kreis" und auch keinen lokalen Orga-
nisation vertreten, sich aber verantwortlich fühlen, dabei
sein sollen. Ich würde von mir aus vorschlagen: neben dem
Bundesvorstand und den Landesvorsitzenden der LM Dr. Keintzel,
Hönig, Scheerer, Dr. Herzog, K.K. Klein aus Österreich, Dr. Phleps,
Henrich, Reinerth, Höchsmann, Krämer aus Stuttgart und Umgebung,
Wagner, Hiemesch, P. Philippi, Weltzer, Wenzel, Herter von den
Jungen Sachsen, Roth, Philippi, Dr. Alberti, Galter vom HK,
Kondert, Dr. Scheeser, Dr. Preuß, Reimesch, Brekner, Dr. Appel,
Dr. Fronius.

Nach wie vor bin ich der Ansicht, daß es -abgesehen davon,
daß Sie selbst in D. das HK baten federführend zu sein- nicht im
Interesse der Sache ist (wenn man eine wirklich freie Meinungs-
äußerung sucht), wenn Einladung und Leitung in Ihrer Hand liegt.
Am besten wäre es, wenn eine ganz neutrale Stelle das machte.
Das HK, das Sie am 23. Mai scheinbar noch für eine solche hielten,
wird vom Bundesvorstand z.Z. leider nicht mehr als unbefangen
angesehen. Da eine andere Stelle nicht existiert, möchte ich
noch einmal zu überlegen geben, daß wir die Einladungen gemein-
sam hinausgehen lassen und auch die Diskussionsleitung gemeinsam
-d.h. so, daß der Vorsitz wechselt- wenn Sie sich nicht etwa
dazu entschließen (was auch eine Lösung wäre), Dr. Keintzel
oder Scheerer oder KKKlein die Diskussionsleitung anzubieten.
Es darf hier nicht um Ehre und Kompetenzen gehen, sondern nur
um die Frage, wie die Aussicht größer ist, zu einem guten
Ergebnis zu kommen, ohne daß jemand sich vergewaltigt fühlt.

+1) trotz seines Kopfes(!), der mich übrigens sehr an ein Jugend-
bild Luthers erinnert

beim Zentralbüro des Hilfswerks gegen die Eingliederung unserer Kartei bei Dr. Leber erhoben hat, 3. Abschrift des Coulin-Berichts über unzulängliche Betreuung unserer Kartei durch die Caritas. Dann will ich mich sofort mit ganzer Kraft für die Übernahme der Verwaltung unserer Kartei durch das Zentralbüro einsetzen. Dr. Maurer war mehrere Wochen krank, hoffe, daß er inzwischen auch wieder im Dienst ist.

Tagung in Rimsting. Mit der Verschiebung auf Herbst bin ich einverstanden. Für mich persönlich wäre zwar ein Termin während der Ferien günstiger gewesen, auf der anderen Seite hätten aber viele andere fehlen müssen, die ihre Urlaubsreisepäne schon länger festgelegt hatten. Wenn ich eine persönliche Bitte aussprechen darf; Legen Sie den Termin so, daß er über Sonntag läuft, aber nicht auf 3./4. Oktober und 30. Okt./1. Nov., da ich an diesen Terminen schon besetzt bin.

Die von Roth vorgeschlagenen Themen halte ich für sehr brauchbar. Sie entsprechen Ihrem Wunsch konkrete Dinge zu besprechen und werden doch auch Gelegenheit zu grundsätzlichen Erörterungen und Klärungen geben. Gerade das Thema über Geist und Wesen der Landsmannschaft umschließt ja den von mir gemachten Vorschlag, über die Frage LM-Volksgemeinschaft, LM-Einheit zu sprechen. Die Fragen grundsätzlich zu besprechen bedeutet nicht, daß solche Erörterungen im Allgemeinen, Theoretischen oder Weltanschaulichen stecken bleiben müssen. Sie können und dürfen aber diesem nicht ausweichen. Wir haben doch gerade in Dinkelsbühl bei allen praktischen Fragen gesehen, in denen es Meinungsverschiedenheiten gab, daß diese Gegensätze im Grundsätzlichen wurzelten, und gerade Sie machten sich dort meine Ihnen am 21.5. schriftlich gegebene Anregung einer Freizeit "des Bundesvorstandes und der verschiedenen 'Oppositionen!'" gerade mit der Begründung zueigen, daß diese Fragen einer ernststen grundsätzlichen Klärung bedürfen, wofür im Hauptausschuß einfach die Zeit fehle. "Die einfache Feststellung, ~~was~~ wie wir grundsätzlich zu arbeiten haben" - diese Formulierung Ihres Briefes vom 15.7. ist mit zu unklar und scheint mir ein Widerspruch in sich selbst. Sie scheint mir auch dem vorhergehenden Absatz, in dem Sie darstellen, wie Sie Ihre Aufgabe als Vorsitzender sehen, zu widersprechen. Gerade die praktische Arbeit ist im wesentlichen keine Grundsatz-, sondern eine Opportunitätsfrage. Sie muß allerdings, wenn sie vom Vertrauen getragen sein soll, aus einem weitgehenden Übereinstimmung in dem Selbstverständnis der Gemeinschaft erwachsen, die sie trägt und die sie wiederum vertritt, und auf einer breiten Zustimmung allgemeinen zu den Marschrichtung fußen. Diese zu erreichen muß das Ziel der Freizeit sein. Ich kann mich also nicht damit befrieden, daß grundsätzliche Dinge einer anderen Tagung überlassen werden, die dann das HK machen solle. Wir müssen an die Kernfragen heran. Das allein ist wichtig.

Ich bilde mir natürlich nicht ein, daß es jemals gelingen könnte, Übereinstimmung in allen Fragen und allen Einzelheiten zu erzielen. Das wäre eine Illusion und auch das Zeichen fehlenden Lebens in unseren Reihen. Aber eine gemeinsame mittlere Linie ist erforderlich. Dies ist mein Anliegen schon seit meinem Brief an Sie vom 31.10.1948. Sie ist heute notwendiger denn je. Wenn man nicht allen, die sich für unsere Gemeinschaft verantwortlich fühlen, unabhängig davon, ob sie nun gerade ein Amt in der LM oder im HK haben, Gelegenheit gibt, in diesem Ring des Vertrauens gehört zu werden, dann werden wir mehr und mehr zu einer starren Organisation, die zwar im Namen der Gesamtheit zu reden vorgibt, ~~in Wirklichkeit~~ in Wirklichkeit aber nur die Stimme einiger "Manager" ist. Gott sei dank, daß wir das noch nicht sind.

glaubt

Wir haben doch auch nie irgendwelche Kompetenzfragen gestellt, wenn etwa Sie allein die kirchlichen Stellen nach Dinkeläbühl einluden oder als LM die Bischof-Deutsch-Feier veranstalteten. Ich bitte aber selbst zu prüfen, ob durch Ihre Einladung und durch die vorgeschlagenen Einschränkung des Programmes die ganze Sache nicht von vorneherein nach Bestätigung des LM-Kurses riecht und den bisher ganz begründet entstandenen Eindruck, man nehme die Opposition nicht ernst, verstärken wird.

Ich hoffe, daß gerade Sie persönlich, so wie bisher auch jetzt, für Argumente, die Ihrem Standpunkt teilweise widersprechen, zugänglich sind uns sie auch dem Bundesvorstand gegenüber vertreten und durchsetzen werden. Es geht mir nicht um Opposition. Es ist mir keine Freude, sondern eine große Not (wirklich, und nicht Kirchenjargon!), daß ich schon so oft als Warner auftreten mußte. Beweis, daß dem so ist, dürfte Ihnen, aber auch den Herren des Bundesvorstandes, die Tatsache sein, daß ich solche "Opposition" nie in ~~der~~ ^{der} Presse oder ins "Volk" oder sonst hinausgetragen habe (es wäre ein Leichtes gewesen, dazu Gelegenheit zu finden), sondern ~~meine Einwände~~ ^{meine Einwände} ~~in~~ ⁱⁿ Vertrauen, doch gehört zu werden, dem Vorsitzenden den Sachbearbeitern, dem Bundesvorstand gegenüber vorgetragen oder im Hauptausschuß vertreten habe. So auch heute. Nichts widerstrebt mir mehr als Vertrauen zu zerstören. Ich will in allem Vertrauen schaffen und Gemeinschaft bauen helfen und hoffe auch nie gezwungen zu sein, dies über den Umweg des Kampfes tun zu müssen. Deshalb ist mir auch das Gelingen der Tagung als einer Bemühung um Verständigung so wichtig.

Es grüßt Sie sehr herzlich

Ihr

Klaus Philippini

18.-20.9. Tagung

Leipzig

Programm 1. ~~Antwort~~ ^{Vimm}

1. ~~Antwort~~ ^{Vimm} zu Leo-Hofe (Valko-Hofe) ^{Defer nach}
 2. Stellung zu ~~Heinrich~~ ^{bei anderen Auffassungen}
 3. Stellung zu ~~Heinrich~~ ^{Krische?}
- heute aufgegeben
sinnlos
toz in Pflanz

Schweinfurt, 24.7.1953.

Sehr verehrter Herr Bischof, lieber Bruder Staedel!

In meiner späten Antwort auf Ihren Brief vom 31.3. möchte ich Ihnen zuerst für Ihr Gedenken an unsere liebe Mutter und für Ihre stärkenden Worte danken.

Im übrigen erleichtert es wieder - wie schon so oft - mein Gewissen, daß Herwart Reiser Sie wohl schon über den Verlauf unserer Tagung in Eichenau unterrichtet hat, wie Sie doch auch durch den Bericht (der Sie diesmal hoffentlich erreicht hat) sich ein Bild vom Geist und Verlauf unseres Zusammenseins machen konnten. Sie werden also wissen, daß es zu der von mir geplanten Diskussion über den "Kirchenkampf" in Siebenbürgen gar nicht gekommen ist, da Erich Roth durch eine Operation an der Teilnahme und auch an der Vorbereitung seines Referates verhindert war. Mir tat das zwar leid, weil ich mich nun schon seit Jahren (auch gegen manchen Widerstand - Fragen etwa nach dem cui bono einer solchen Diskussion) immer wieder -leider vergeblich- um das Zustandekommen einer solchen Aussprache bemüht habe. Zugleich aber war ich dann diesmal froh, daß das Thema ausfiel, weil es mich nun doch bedrückt hätte, ohne Sie diese Frage behandeln zu müssen.

Aus unserem früheren Briefwechsel kennen Sie meinen Standpunkt, auch meine persönliche Einstellung zu Ihrer Person, und wissen also, daß es mir in dieser Frage nicht um einen "Fall Staedel" geht, sondern um eine Klärung, die jeden einzelnen von uns betrifft und die wir zugleich unserer ganzen Gemeinschaft schuldig sind. Man kann unter seine Vergangenheit nicht einfach einen Strich machen und sagen: dies interessiert mich nun nicht mehr. Vielleicht weil man inzwischen einen neuen und, wie man meint, richtigen und festen Standpunkt gefunden hat, vielleicht aber auch weil man unbewußt eine Scheu vor seinen eigenen Irrwegen hat. Darum müssen wir an diese Frage herangehen. Wir sind es uns selbst, unserer kirchlichen Tradition und allen unseren Brüdern schuldig.

Wir wollen darum auf der nächsten theologischen Tagung (wahrscheinlich zu Ostern 1954) uns diese Frage erneut vornehmen, und ich möchte Sie schon heute bitten, dafür eines der Hauptreferate zu übernehmen. Vielleicht können wir das Thema so fassen wie Sie selbst in Ihrem Brief formulierten: "Unser volkskirchliches Erbe vom Blickpunkt des Kirchenkampfes", dazu Prof. Dr. Roth: "Waren die Siebenbürger Sachsen D.C.?" und als dritten Referanten, der die Frage sozusagen von außen betrachtet, Dekan D. Heckel: "Der Kirchenkampf und seine Auswirkungen auf die Siebenbürger Sachsen". Ich habe Bischof Heckel in Eichenau gefragt, ob er bereit sei, uns bei der Behandlung dieser Frage -in die er doch, wie ich merkte, viel Einblick hatte- zur Seite zu stehen und er hat bereitwillig zugesagt. Nun hoffe ich auch Ihre und Erich Roths Zustimmung zu finden.

Ich glaube auch, daß wir -wenn wir dieses Gespräch in christlicher Verantwortung führen, und davon bin ich überzeugt- die innere Freiheit finden werden, in Einmütigkeit zu einer gemeinsamen Stellung zu unserer Vergangenheit und zu unserem weiteren Weg zu finden. Dabei ließe sich dann auf dieser Grundlage mein alter Wunsch erfüllen, vor der ganzen kirchlichen Öffentlichkeit eine Art Klärung unseres kirchlichen Weges gegenüber einem theologischen Mißtrauen mancher kirchlicher Kreise und zugleich eine "Rehabilitierung" Ihrer Person zu erreichen, an der auch der Leitung der Landsmannschaft sehr gelegen ist, wie ich von Herrn Dr. Zillich weiß.

Libra

g

Es wird oft von einer Diffamierung gesprochen, der unsere siebenbürgischen Geistlichen -und besonders Sie- durch die deutschen Kirchenstellen ausgesetzt gewesen sind oder noch heute seien. In unserer evangelischen Kirche in Deutschland gab es ja immer eine große Buntheit theologischer Richtungen. Es ist da verständlich, daß unser siebenbürgisches Kirchentum nicht allen nach ihrem Geschmack war. Von hier aus gab es und gibt es natürlich hier und dort theologisches Mißtrauen, wie ich es auch oft bemerkt habe. Ich glaube aber nicht, daß dieses tragisch genommen werden darf, weil es nicht größer ist, als es auch zwischen den verschiedenen innerdeutschen theologischen und kirchlichen Richtungen herrscht. Eine einzige Tatsache, die mir wirklich zu denken gab, ist -wie ich Ihnen auch schon schrieb die Weigerung Bischof Meisers, Sie nach Ihrer Ankunft aus Rumänien zu empfangen. Die Berufung auf das Schreiben Bischof Müllers (das ich nie gesehen habe - wäre dankbar, seinen Wortlaut zu erhalten) reicht nicht aus, diese Weigerung zu begründen. Ich glaube aber, daß auch ein Bischof nicht unfehlbar ist, und auf der anderen Seite haben Meiser und sein Konsistorium gerade in den letzten Jahren so viel Verständnis für uns gezeigt, daß wir auch über diese Sache mit ihm offen reden können, wenn die geplante Tagung vorbei ist. Ich hielt es für gut, wenn Sie -unabhängig von der Tagung- als sachliche Unterlage für unser Hilfskomitee (das ja laut Betrauung des Rates der EKD für alle kirchlichen Fragen der Siebenbürger Sachsen in Deutschland zuständig ist) eine Darstellung Ihrer Amtstätigkeit und der daran geknüpften Auseinandersetzungen niederlegen und uns anvertrauen würden.

Zuletzt möchte ich aber noch eine Frage berühren, die Sie in Ihrem Brief auch anschnitten: die kirchliche Entwicklung in der Heimat. Es ist nicht nur Scheiners Ansicht, daß die Handlungen Bischof Müllers unter dem Kommunismus, soweit wir von ihnen erfahren, keineswegs eher zu entschuldigen seien, auch theologisch nicht, als die frühere (angebliche?) Bundesgenossenschaft unserer Kirchenleitung mit dem Nationalsozialismus. Und

was nun Ihr Schreiben betrifft, so hat Scheiner das "Martyrium" der Kirche in der Heimat natürlich nicht wörtlich gefordert. Er hat aber durch seine Veröffentlichungen in der "Patria" doch mehr gesagt als nur, daß die Stellungnahme Müllers für uns hier nicht verbindlich und richtungsgebend sein können - dem würde ich nicht widersprechen. Die ganze Aufmachung der veröffentlichten Berichte (März/April 1951: "Bischof Müller unterstützt 'Weltfriedensrat' ", "Bittere Pflicht"; Oktober 1951: "Handlanger Moskaus II Anna Pauker, und ihre Schüler") beantwortet doch die Frage nach ~~den Absichten~~ solcher Berichterstattung recht deutlich. Denn Scheiner ist viel zu klug, um nicht zu wissen, daß er durch solche Artikel die Autorität und das Vertrauen zu unserer Landeskirche nur schwächen kann. Kann aber das seine Absicht sein, wenn er weiß, daß die Kirche die einzige Zuflucht ist, die unsere Leute noch haben? Oder ging nur der Journalist mit ihm durch, für den solche Zeugnisse natürlich ein interessanter und gut auszuschlachtender Stoff waren? Aber auch unsere Journalisten müssen -das ist meine unumstößlich Meinung und entspricht auch unserer besten Tradition- über journalistische Erfolge ihre Verpflichtung zum Dienst an der sächsischen Gemeinschaft ~~sehen~~ *stellen*

Auch das Thema "Heimatkirche" ist eines meiner Schmerzenskinder. Scheerer lehnte es ab darüber zu referieren, weil er meinte, die Interpretation der Tatbestände sei je nach persönlicher Einstellung so verschieden, eine oberflächliche politische Interpretation so naheliegend, daß Gefahr bestehe, statt zu einer fruchtbaren Aussprache in ein allgemeines und auseinanderführendes Geschwätz zu geraten. Bei so apokalyptisch hochgespannten Situationen täten wir unseren Brüdern keinen besseren Dienst als fürbittend zu schweigen. Ich glaube nicht, daß eine Besprechung dieser Themen in der befürchteten Weise ausarten müßte. Allerdings erscheint auch mir das "fürbittende Schweigen" verantwortungsvoller als Scheiners Berichterstattung. Wir müßten aber -und darum will ich mich weiter bemühen (auch bei Scheerer)- in unserem Kreis doch die Freiheit haben, auch über diese Frage in aller Verantwortung und Brüderlichkeit zu sprechen.

Ich wäre sehr froh, wenn wir uns in der Zustimmung zu dem hier Dargelegten begegnen würden. Ich hoffe, bald Ihre Stellungnahme zu erhalten, damit wir die Bereinigung, die uns allen so wichtig ist, gründlich vorbereiten und gewissenhaft durchführen können.

Mit den besten Wünschen für Sie und Ihre wertvolle Familie grüßt Sie in sächsischer und Glaubens-Verbundenheit

Ihr

Philipp

Sie wissen wohl schon, daß Herwart Reiser per 1.9. nach Westheim in Mittelfranken versetzt ist. Wir fahren im August für 3 Wochen mit allen Kindern nach Sands in der Rhön und hoffen dann mit Reisers noch viel zusammen zu sein.

ikgs

1.8.1953

Herrn
Studienrat Hans Philippi
Schweinfurt
Nik.-Hofmannstr.41

Lieber Herr Philippi,

ich kann nicht behaupten, Ihren letzten Brief mit Vergnügen gelesen zu haben. Sie versichern zwar dauernd, für Verständigung einzutreten, dabei aber entspringt Ihren Zeilen so viel Mißtrauen gegen mich und den Bundesvorstand der Landsmannschaft, daß ich zuletzt kaum noch verblüfft war, als Sie mir die Beleidigung ums Ohr hauten, es solle, "wenn man eine wirklich freie Meinungsäußerung sucht", die Einladung zur Tagung in Rimsting und deren Leitung nicht in meiner Hand liegen.

Deutlicher kann man mir Vertrauenswürdigkeit und guten Willen nicht absprechen! Was Sie dazu berechtigt, ist mir rätselhaft. Gerade Ihnen habe ich keine Veranlassung dazu gegeben. Wenn Sie es auch bloß andeuten und sogleich ableugnen, so scheinen Sie mich aus unbegreiflicher Verblendung für einen "Manager" zu halten, der "im Namen der Gesamtheit zu reden vorgibt" und eine erstarrte Organisation anführt, unter der sich das unverstandene Volk krümmt. Das Volk aber, und der Liebe Gott nicht minder, verkörpert sich wohl in Ihnen?

Spaß beiseite! Ich bin für zwei Jahre von den Delegierten der Landesverbände in mein Ehrenamt gewählt worden. Ich wüßte nicht, wer wie ich und Herr Tittes auf einer so breiten Vertrauensgrundlage unserer Landsleute noch stünde. Wählt man in meine Stelle einen anderen, so trete ich ohne Bedauern ab. Bis dahin habe ich nach eigenem Gewissen und im Einklang mit den rechtmäßig gefaßten Beschlüssen dafür zu sorgen, daß der in Deutschland lebende und von der Landsmannschaft umschlossene Teil unserer Volksgruppe gut vertreten und ihm soviel als möglich geholfen werde. Ich gebe also nicht vor, im Namen der Gemeinschaft zu reden, sondern die Gemeinschaft bestimmte mich dazu, für sie zu reden und zu handeln.

Ich halte es für nötig, einsichtsvolle und fähige Männer zusammenzurufen, damit sie in freier Meinungsäußerung nicht die mittlere Linie, von der Sie sprechen, - denn darunter kann man sich nichts vorstellen -, sondern den richtigen Kurs der Landsmannschaft bedenken und sich darauf nach Möglichkeit ausnahmslos einigen. Wenn man ihnen Gründe und Erfordernisse aufzeigt, die unser Handeln bestimmen müssen, werden sie zu denselben Urteilen kommen. Dabei bin ich überzeugt, daß die Meinungsbildung dieser Männer weithin den bisherigen Kurs bestätigen wird, denn wir, die ihn verantworten, sind auch nicht blind. Wohnten aber Sie, lieber Philippi, in München und säßen Sie im Bundesvorstand, dann würden Sie - darauf schwöre ich! - beim Einblick in die laufenden Angelegenheiten schon längst unser entschiedenster Mithelfer sein.

Diese nötige Klärung zu bewirken, gehört zu meinem Amt. Gewiß, ich sagte in Dinkelsbühl, als zuerst die Idee einer Aussprache in kleinerem Kreis auftauchte, Sie möchten die Federführung übernehmen, aber

als ich die Sache überdachte, merkte ich, daß das unmöglich ist; Sie kennen doch die Entwicklung zahlloser Einzelheiten nicht, die zur grundsätzlichen Kursfestlegung führen. Wie unrichtig Sie manches betrachten, beweist Ihr letzter Brief, der freilich auch den Eindruck erweckt, als erwarteten Sie von der Tagung ein Gericht über mich und den Bundesvorstand.

Als ich dem Vorstand vorlas, daß Sie schreiben, es dürfe bei der Tagung "nicht um Ehre und Kompetenz gehen", fing alles zu lachen an, weil niemand annimmt, ich sei ein so aufgeblähter Vereinsmaier, daß ich mir eine besondere Ehre daraus mache, eine Aussprache zu leiten. Billigen Sie mir doch dieselbe Anständigkeit zu, von der Sie in christlichen Wendungen so gern reden, wenn ich Sie versichere, daß ich eine freie Aussprache will! Jede andere nützt uns nichts! Es nützt uns auch keine Aussprache außer einer solchen, an der Leute von Verstand und - nun mit Ihren Worten: von "Ernst und Glut der Hingabe" teilnehmen, wobei mir die Hingabe wichtiger erscheint als die Glut, denn wir wollen ohne Phrasen und unreife Verworrenheiten die Wirklichkeit erkennen. Wünschen Sie nicht dasselbe? Aber Sie sind von vornherein - wie aus Grundsatz - voll Mißtrauen, das selbst vor Beleidigungen nicht zurückscheut, und da wundern Sie sich, wenn Sie gegen sich selber Mißtrauen säen.

Lassen Sie mich - und zwar ganz ohne Seitengeblinzel auf Sie, den ich beileibe nicht zu jenen rechne, die ich jetzt erwähne - ein wenig in die jüngere Vergangenheit hineinleuchten. Als Scheiner, Gust und Bonfert die Volksgemeinschaft 1934 durch einen unerhörten Treubruch aufspalteten, begann, anstelle der unbedingten sächsischen Bindung an rechtmäßig erbrachte Beschlüsse, die Ära der schrankenlosen Parteisucht, der Abfall von der Tugend einer noblen volkspolitischen Gesinnung ins Proletarische, Bedenkenlose, die Epoche der Diffamierung jedes Ansichtsgegners, die Aussaat eines defaitistischen Geistes, der bis heute in manchen von uns nachwirkt. Wohin gelangten schließlich jene disziplinlosen Häuptlinge? Gust erklärte 1945, wir seien plötzlich keine Deutschen mehr, sondern Flanderer. Bonfert kuriert Vieh, ein ehrenvolles Geschäft, und Vieh kann man nicht denunzieren, wie er mich denunzierte. Scheiner steht im Dienst rumänischer Emigranten, denunziert und sucht unsere Gemeinschaft zu stören. Und der Abgott der Jugend, Arnold Roth, beging eins der scheußlichsten Verbrechen an seinen Pflöglingen, darf aber, während die deutsche Kirche den Bischof Staedel ablehnt, Gottes Wort von der Kanzel verkünden. Der Geist dieser Menschen, deren Ziele sich je nach den Zeitumständen flink wandeln konnten, freilich oft nur zur Fratze, steckt insoweit in manchem Sachsen, als die sächsische Gemeinschaft und ihre verpflichtenden Bindungen als lästig empfunden werden, gewiß nicht von der großen Mehrheit, aber doch von einigen, in denen die böse Saat nachwuchert. Meist handelt es sich um gedankenlose Ablehnung der Gemeinschaft, also auch der Landsmannschaft. Als etliche solcher Leute, Kriegsgeneration, das Siebenbürger Heim besuchten, waren sie starr. Wie? Die Landsmannschaft redet nicht bloß? Sie schafft auch? Bald nachher sah man die jungen Leute tagelang auf dem Dach, wo sie Ziegel setzten und Sparren erneuerten, keine Arbeiter, sondern Akademiker, Dreißigjährige, verheiratete Männer; wenn Sie wollen: Bekehrte! Was will ich damit sagen? Man muß wissen, worum es wirklich geht und was wirklich getan wird! Dann sind die Gutgearteten gewonnen und eines Sinnes!

Und das will ich mit der Aussprache in Rimsting herbeiführen. Ich danke für Ihren Vorschlag zur Einladungsliste. Erich Roths Themenvorschlag

ist mir ebenso wichtig. Daß ich Ihnen beiden nicht in jedem Punkt nachfolge, werden Sie mir zubilligen. Die Tagung findet vom 18.-20. September statt.

Nun zu den Einzelfragen Ihres Briefes.

Was Staedel betrifft, so finden Sie meine Stellungnahme im beigelegten Durchschlag des heute an ihn abgeschickten Briefes.

Kirchliche Angestellte. Auch da kriegen wir von Ihnen eins auf die Nase, wenn Sie sagen, der ewige Streit im Südostdeutschen Rat sei Ihnen eine Warnung. Mein Lieber, ich möchte Sie echten Kronstädter einmal als Sitzungsteilnehmer des Südostdeutschen Rates genießen! Wie ein Berserker würden Sie für uns die Keule schwingen. Jetzt aber scheinen Sie wohl zu meinen, es liege an uns, wenn die Donauschwaben unvernünftig werden. Nicht immer sind wir die Schlimmen, obschon wir bloß Menschen und keine Heiligen sind. (Ärgern Sie sich nicht - das war nun doch ein Seitenhieb, ein wenig muß ich Sie auch verbrennen!)

Aber Spaß beiseite! Warum nützen Sie das Argument nicht aus, daß wir gegenüber den anderen Südostdeutschen von der Kirche benachteiligt werden? Wir sind wirklich die größte lutherische südostdeutsche Gruppe in Bayern. Wozu verweisen Sie mich auf die Pommern und Schlesier? Deren Schwergewicht liegt im Norden, überdies sind es keine Südostdeutsche. Warum sollen nicht noch zwei Sachsen an der Kirchenkrippe mitessen? Warum soll nicht ~~WENZEL~~ einer vollamtlich und bezahlt zur Seelsorge an unseren Landsleuten abgestellt werden? Mit Wenzel allein, in dem Sie - das muß Ihnen beim Brillenputzen passiert sein - den jungen Luther erblicken, werden Sie das sächsische Volk nicht fromm machen. Ob er überhaupt der geeignete Apostel ist? Worüber ich erschrak, als ich ihn sah, war sein Gesicht, das Gesicht eines Hassers, Eiferers. Dem Aussehen nach hätte ich ihn nie für einen Sachsen gehalten, freilich, wie er mit Mönchshilfe evangelischer Geistlicher wurde, könnte einer meiner "Flausen" sein; man schmunzelt darüber, plötzlich stutzt man. Nun - vielleicht wird er ein Reformator. Aus Saulus wurde auch der Paulus. Doch lassen wir Wenzel - das ist Ihr Ressort! Ich rede Ihnen da nicht hinein. Aber ich wiederhole, doppelt oder gar dreifach genäht ist besser.

Über die Heimatortskarteien schreibt Ihnen Dr. Loew gesondert, und für ~~das~~ Ihr Steckenpferd, die Zeitung, wird Ihnen Hartl den Hafer vor-schütten. Hinsichtlich dieses Rößleins will ich bloß zwei Punkte berühren: 1. wenn Sie sich über die Länge des Nachrufs für Spek ärgern, so vergessen Sie, daß Spek einer unserer verdienstvollsten und reinsten Männer war, und daß den Nachruf einer unserer verdienstvollsten und reinsten Männer schrieb; 2. Sie behaupten hartnäckig, die Beiträge der Zeitung würden unsere Landsleute nicht interessieren - ich will das jetzt nicht untersuchen! - aber haben Sie sich jemals gefragt, warum die "Stimme der Kirche" noch weniger als die anderen Spalten gelesen wird? Es liegt nicht am religiösen Inhalt, es liegt am Niveau. Das ist - mit Verlaub! - dürftig. Selbst die "Glut der Hingabe" ist nicht spürbar, obwohl ich damit nicht bezweifeln will, daß Sie ~~Ihren~~ *deutlich* ~~erfolg~~. Ich vermisste das Überzeugende, einfache Wort, das nur aus der sprachbeauftragten echten Überzeugung hervordringt. Meiden Sie doch - im wörtlichen Sinn: um Gottes Willen - jeden abgegriffenen frömmlichen Ausdruck, verbieten Sie die Ansprache "Bruder" und "Schwester". Fühlen Sie nicht, daß von zehn Sachsen, wenn man sie religiös so anspricht, neune und meist sogar alle zehn sofort zu lesen aufhören? Bedenken Sie doch, daß es vielen unmöglich ist, den sich als Christen Bekennenden zu glauben, daß diese wirklich glauben! Vielleicht muß man die Schuld bei denen Bekennenden suchen. Jedenfalls aber sollten diese ihre Sprache mit strengster Kritik überprüfen. Welche Note würden Sie einem Untertertianer geben, der die sprachlich so schöne Breader-Philosophie aus der letzten Nummer als Schulaufsatz einreicht? Ich bin für eine gehobene 5.

Lieber Herr Philippi, Sie sehen bei uns so viele Splitter im Auge, daß Sie es mir nicht verübeln sollen, wenn ich vor Ihrer Tür kehre. Sie haben mir ~~war~~ mit dem Balken im Auge Ihres Mißtrauens, des unberechtigten, an den Kopf gestoßen, das werde ich Ihnen nicht nachtragen, umso weniger, als ich weiß, daß Sie aushalten können, wenn ich zurückstoße. Sie möchten uns umodeln, und weil das nicht gelingt, sind sie böse. Manchmal meine ich, ich müßte bei einem guten Glas Wein versuchen, Ihnen den theologischen Star zu stechen, der mir so gar nicht zu Ihnen passen will. Sie werden mir zu konsistorial. Das artet unfehlbar in missionarische Dickköpfigkeit aus.

Spaß zum drittenmal beiseite! Wir denken nicht so schlecht von Ihnen, wie Sie von uns. Wenn Sie in Rimsting sind, werden Sie es merken, denn Sie werden für alles eintreten können, was Ihnen für die Landsmannschaft wichtig erscheint!

Brummen Sie! Das steht Ihnen zu Gesicht wie jedem Kronstädter Urbürger. Ich kann's nicht lassen, ich muß heute sticheln. Aber ich bekenne bußfertig, daß Sie daran schuld sind.

Erholen Sie sich in den Ferien gut. Wir werden uns schon zusammenraufen!

Herzliche Grüße von Ihrem

Beilage

ikgs

Dr. Heinrich Zillich

Starnberg am See, 28.9.1953

Herrn
Studienrat Hans Philippi
Schweinfurt

Lieber Herr Philippi,

von Herrn Professor Roth treffen folgende Zeilen bei mir ein:

"Verehrter, lieber Herr Dr. Zillich? Über Herrn Studienrat Philippi erfahre ich u.a., daß Sie mein Nichterscheinen in Rimsting als ein "zweites Kirchberg" bezeichnet haben. Ich bitte Sie, mir mitzuteilen, wie Sie diese Bemerkung verstanden wissen wollen, insbesondere nachdem Sie in derselben Besprechung erklärten, daß der "Fall Kirchberg" nach unserem früheren Briefwechsel für Sie erledigt sei."

Es tut mir leid, daß Sie Herrn Roth meine Bemerkung überbracht haben, obwohl ich Ihnen sofort zu verstehen gab, daß ich sie lieber nicht getan hätte, und Sie gesehen haben, wie ich mich bemühte, während der ganzen Tagung alles ehrlich klarzulegen und im Ton nichts zu überspitzen. Das Ergebnis befriedigte ja auch alle, Sie eingeschlossen.

Was ich mit der Bemerkung meinte? Ich vermutete einen Augenblick lang, Roth habe sich durch sein Nichterscheinen der Beweisführung für seine gegen die Landsmannschaft erhobenen Vorwürfe entziehen wollen.

Ich möchte seine Zeilen jetzt nicht beantworten, weil ich mich an die Rimstinger Vereinbarung halte, wonach der Bundesvostand ohne mein Zutun mit ihm ins Reine kommen soll, was inzwischen, wie mir Tittes sagte, mit einem mir unbekannten Brief eingeleitet wurde. Es wäre verfehlt, diese Aussprache mit einer Nebengleislichen Korrespondenz zwischen Roth und mir zu stören.

Falls Sie die Tagung des Konvents der zerstreuten ev. Ostkirchen auf der Insel Reichenau am 5. Oktober mitmachen sollten, bitte ich Sie freundlich, einen Gruß von mir zu bestellen. Ich kann der Einladung leider nicht folgen, weil ich nach Berlin fliegen muß.

ikgs

Dr. Oskar Schuster hat einen ernsten Unfall erlitten, ist mit seinem sagenhaft alten Motorrad von einem Auto überfahren worden und liegt mit Gehirnerschütterung im Krankenhaus.

Herzliche Grüße von

Ihrem



Schweinfurt, 30.9.1953

Lieber Herr Dr. Zillich!

Ihre Antwort auf Roths Anfrage habe ich an ihn weitergegeben.

Sie bedauern, daß ich die Bemerkung über Kirchberg Roth überbracht habe. Hätten Sie in meiner Stelle anders gehandelt? Als ich ihm über die Rimstinger Tage mündlich berichtete, tat ich es natürlich so, wie ich selbst es im umgekehrten Fall von einem Freund und Mitarbeiter erwartet hätte. Und da konnte ich es nicht verschweigen, daß in der Diskussion des Briefes vom 31.8. -der, wie ich schon in Rimsting sagte, nicht eine Frage der Landsmannschaft und des Hilfskomitees ist, weshalb ich mich aus seiner Diskussion ganz heraus hielt- auch die Bemerkung über Kirchberg fiel. (Sie erwähnten es ja dreimal an ganz verschiedenen Stellen, wie ich bei Durchsicht meiner Aufzeichnungen sehe!) Ich fügte aber auch hinzu, daß Sie selbst die Bemerkung ^{wieder} fallen ließen durch Ihren Hinweis, sie wollten diese Sache nicht wieder aufgreifen, weil Sie seinerzeit Dr. Roths Erklärung zur Kenntnis genommen hätten. Es war für mich einfach ein Gebot der Ehrlichkeit, auch diesen Teil unserer Rimstinger Gespräche nicht zu verschweigen.

Nichts bedrückt mich mehr, als nicht mit offenen Karten spielen zu können. Darum vermeide ich von mir aus alles, was zu solcher Situation führen könnte. Mit Verschweigen nach der einen oder anderen Seite fängt aber eine solche Situation an zu entstehen. (Ob Roth nicht dies meinte, wenn er von der "Sauberkeit der Kommunikation" sprach?). Ich glaube darum, daß Sie mir die Richtigkeit meines Verhaltens zugeben werden.

Auch ich war - darin stimme ich Ihnen zu - über den ruhigen Verlauf der Rimstinger Gespräche befriedigt und anerkenne Ihre persönlichen Bemühungen im besonderen, diese freundliche Atmosphäre herbeiführen zu helfen. Es wurden auch verschiedene Mißverständnisse geklärt und in ^{konkreten} Fragen der Zusammenarbeit praktische Ergebnisse erzielt oder Wege beschritten. Die grundlegenden politischen Fragen konnten wir auch diesmal -soweit sie überhaupt gestreift wurden- nicht zu Ende bringen und uns auf einer breiten Grundlage einigen. Dazu war der Kreis zu klein und zu eng. Es bleibt also weiterhin das Anliegen bestehen, die geplante Besprechung mit allen politisch verantwortlichen Männern noch herbeizuführen. Ich wäre dankbar, wenn Sie sich dafür einsetzen würden.

An der Tagung des Konvents der zerstreuten ev. Ostkirchen nehme ich nicht teil - kann mir das aus beruflichen Gründen nicht leisten, wenn ich bei meinen Vorgesetzten nicht gänzlich in Ungnade fallen will - und lasse mich durch Dr. Alberti vertreten. Ich gebe ihm Ihren Gruß weiter und bitte ihn, diesen der Versammlung zu bestellen.

Sehr erschüttert hat mich die Nachricht vom Unfall des Herrn Dr. Schuster. Hoffentlich erholt er sich bald und kommt ohne bleibende Schädigungen davon.

Es grüßt Sie herzlich

Ihr

Klaus Philippi

Sehr bedauert habe ich, daß es in Rimsting nicht zu einem persönlichen Gespräch mit Ihnen allein kam. Es ist noch manches

i k g s

27.10.1954

Herrn
Studienrat Hans Philippi
Schweinfurt, Nik.-Hofmannstr.41

Lieber Herr Philippi,

in der gestrigen Sitzung des Bundesvorstands berichtete Herr Hartl über sein Gespräch mit Herrn Herberth und daß er ihm die Bezieherliste des Südost-Echos verweigert habe. Kein Vorstandsmitglied hatte dagegen etwas einzuwenden. Warum - werden Sie am Schluß dieses Briefes begreifen. Natürlich bringe ich Ihre Beschwerde gegen Hartl in der nächsten Sitzung am 9. November vor. Daher ist alles, was ich Ihnen hier schreibe, meine eigene, für die Landsmannschaft vorerst unverbindliche Meinung.

Herberth, dem man organisatorische Fähigkeiten nachsagt, das Jugendreferat zu übertragen, hielt ich für ausgezeichnet, weil damit zwischen dem Hilfskomitee, dessen Geschäftsführer er ist, und uns in Jugendfragen eine enge Zusammenarbeit hergestellt worden wäre. Ich war überzeugt, daß Sie begeistert zustimmen würden, denn Sie ^{hätten} ständig Einblick in diese Arbeit gehabt und über Ihre Beziehungen zu bestimmten Jugendkreisen wäre deren Einfluß auch möglich gewesen, was Ihnen doch lieb sein mußte. Mir schien damit zu Nutzen unserer Landsleute ein produktiver Weg gemeinsamen Wirkens und gegenseitigen Verständnisses gegeben. Herberth erklärte sich in der Bundesvorstands-Sitzung vom 21.9. zur Übernahme des Referats am 1.1.1955 bereit, vorbehaltlich Ihrer und Dr. Riedls Zustimmung.

Es enttäuschte mich sehr, daß Sie Ihre Einwilligung verweigerten. Ihre Gründe suchte ich in Schweinfurt zu entkräften; ich wies außerdem Ihren Vorschlag nicht ab, daß Möckel der eigentliche Jugendführer sein sollte, wünschte aber als Referenten, dem dann hauptsächlich organisatorische Aufgaben zufallen würden, aus den obigen Erwägungen dennoch Herberth. Er sollte jener Referent sein, den jede Landsmannschaft braucht, um die verschiedenen Jugendfragen und Gruppen in Evidenz zu halten, die an vielen Stellen bereitliegenden Mittel zur Jugendförderung für unsere Jugend flüssig zu machen und zwischen ihr und uns eine lebendige Verbindung zu schaffen, sie aber keinesfalls zu gängeln. Für ein solches Referat zeigten sie kein Verständnis, weil Sie, wie ich überzeugt bin, trotz meinen gegenteiligen Versicherungen aus eingeffleischtem Mißtrauen fürchten, wir wollten die Jugend an die Leine nehmen. Immerhin sagten Sie, einer späteren Verwendung Herberths für dieses Referat ständen Sie nicht entgegen.

Nun geschah das Weitere: die Gründe Ihrer Ablehnung teilten Sie Herberth mit, und er verzichtete aufs Referat - wie Sie schreiben: aus eigenem Entschluß. Was mich und den Bundesvorstand dabei befremdet, ist, daß Ihre Gründe gegen Herberth im Jugendreferat, vor allem jener, er müsse sich zunächst als Ihr Geschäftsführer einarbeiten, keine Rolle spielten, als Herberth Redakteur des "Südostdeutschen" wurde, eines in Schwierigkeiten befindlichen Blattes, das sich an dieselben Leser wendet wie das unsere und das er in die Höhe bringen will, angeblich, um es dann mit uns zu vereinigen, was doch leichter erfolgen würde, wenn es vorher nicht in die Höhe gebracht würde. Wie dem sei - jetzt ist das Blatt gewissermaßen unsere Konkurrenzzeitung, und daß Herberth dort führend mitarbeitet, ist uns ganz und gar nicht angenehm. Wäre er unser Referent, so müßte er das auch als Redakteur beachten. Da er jedoch das Referat nicht übernimmt und dies Ihre Genutung findet, ergibt sich das Folgende: der Geschäftsführer unseres Hilfskomitees sieht sich

genötigt, ein Referat der Landsmannschaft abzulehnen, darf aber Schriftleiter unseres Konkurrenzblattes sein, obwohl Ihr "Licht der Heimat" vom Absatz unserer Zeitung mitlebt. Kann man uns verdenken, daß uns da sehr viel mißfällt?

Die Sache geht indessen noch weiter: der Redakteur des Konkurrenzblattes erscheint bei uns und wünscht unsere Bezieherliste zu haben. Wären Sie an unserer Stelle so leichtsinnig, sie ihm zu geben?

Ich glaube nicht, und damit ist alles gesagt!

Für die überschickte Niederschrift über das Gespräch mit A.H. danke ich sehr und

grüße Sie als Ihr

7

ikgs

29.10.1954

Herrn
Studienrat Hans Philippi
Schweinfurt
Nik.-Hofmann-Str. 41

Lieber Herr Philippi,

ehe ich Ihren Brief vom 26.10. beantwortete, hätte ich ihn Herrn Hartl zeigen sollen. Ich unterließ es, weil er über einer umfangreichen Arbeit sitzt und ich ihn nicht stören wollte. Das war ein Fehler, denn jetzt, nachdem er Ihr Schreiben und den Durchschlag meiner Antwort zur Kenntnisnahme empfangen hat, ruft er mich an und ich erfahre, daß Herberth ihn niemals um die Bezieherliste des "Süd-Ost-Echos" gebeten und ihm dies vor wenigen Minuten auch bestätigt habe. Infolgedessen hatte auch Hartl in der Sitzung des Bundesvorstands nicht mitgeteilt, daß er Herberth die Liste verweigert habe.

Nun werden Sie mit Recht ausrufen, wie kommt es, daß Sie selber, Dr. Zillich, mir am 27.10. schrieben, Hartl habe in der Sitzung davon erzählt und kein Vorstandsmitglied sei dagegen aufgetreten. Mea culpa! Unter dem Eindruck Ihres tagsdrauf eingelaufenen Briefs verwechselte ich den von Ihnen gerügten und gar nicht geschehenen Vorfall mit einem in der Sitzung erwähnten, längere Zeit zurückliegenden Versuch Herberths, in unserer Geschäftsstelle die Liste einzusehen, was ihm dort mit dem Bemerken abgeschlagen worden ^{und} die Erlaubnis dazu müsse der Vorstand geben. Als hievon gesprochen wurde, paßte ich offenbar nicht genügend auf - daß dergleichen möglich ist, wissen Sie als Lehrer -; andererseits: wie hätte ich nachher vermuten sollen, Herberth berichte Ihnen als Tatsache, was sich nicht ereignet hat! Ich hätte ja damit das Unglaubliche angenommen, daß ein unstichhaltiger Geschäftsführerbericht Sie zum zweitenmal in Empörung über uns versetzte. Und schauen Sie, genau so war es! Mein Irrtum dürfte entschuldbar sein.

Über das Gespräch zwischen Herberth und Hartl wird Ihnen dieser in Kürze schreiben, und Herberth, der uns allen nun eine Gelegenheit bot, uns über ihn einige Gedanken zu machen, wird es wohl ebenfalls tun müssen.

Dies in Eile mit
herzlichem Gruß
von Ihrem

ikgs

6.11.1954

Herrn
Studienrat Hans Philippi
Schweinfurt
Nik.-Hofmann-Str.41

Lieber Herr Philippi,

da der Bundesvorstand sich am Dienstag mit dem ganzen Fragenkreis unseres letzten Briefwechsels befassen wird, werden Sie es mir nicht verübeln, daß ich auf Ihre beiden letzten Schreiben nicht eingehe. Lediglich zu Ihrer Bemerkung vom 29. 10., daß Herberth schon vor Wochen mit mir, Tittes und Hartl über seine Mitarbeit beim "Südost-deutschen" gesprochen und dafür unsere Zustimmung gefunden habe, möchte ich bemerken, daß dies nicht stimmt. Wir sind keineswegs damit einverstanden gewesen, daß er bei diesem Konkurrenzblatt führend tätig ist. Was aber mich betrifft, so habe ich Herberth ein einzigesmal gesehen und gesprochen und zwar in der Bundesvorstandssitzung, an der er teilnahm. Es ist also falsch, daß er vor Wochen mit mir über seine Arbeit am "Südostdeutschen" gesprochen und dabei gar meine Zustimmung dafür bekommen habe.

Im übrigen verweise ich Sie auf den ersten Satz Ihres Briefes vom 29.10. Dort schreiben Sie: "Wenn bei mir der Redakteur eines Konkurrenzblattes erschiene und die Bezieherliste meines Blattes verlangte - ich würde sie ihm natürlich nicht geben".

Mit herzlichen Grüßen

Ihr



10.11.1954

Herrn
Studienrat Hans Philippi
2. Vorsitzender des Hilfskomitees
der Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben
Schweinfurt

Fall Herberth

verschiedene unten erwähnte Briefe

Sehr geehrter Herr Philippi,

der Bundesvorstand unserer Landsmannschaft befaßte sich gestern mit der zwischen Ihnen und Herrn Professor Dr. Dr. Roth einerseits und den Herren Zillich und Hartl andererseits schriftlich erörterten Angelegenheit.

Ohne auf die in diesen Briefen zutagegetretenen Ansichten und Darstellungen im Einzelnen einzugehen, stellte der Bundesvorstand als unbezweifelbare Tatsachen folgendes einstimmig fest:

1. der Hauptgeschäftsführer unseres Hilfskomitees Herr Franz Herberth arbeitet seit Monaten im Rahmen anderer Landsmannschaften als Redakteur ihres Blattes "Der Südostdeutsche". Herr Herberth übernahm diese Tätigkeit, ohne vorher, wie es für einen Siebenbürger Sachsen natürlich gewesen wäre, seine eigene Landsmannschaft zu verständigen und sich ihrer Einwilligung zu versichern. Damit schädigte er siebenbürgisch-sächsische Interessen.
2. Herr Herberth hat für seinen Schritt die Zustimmung des Bundesvorstands in klarer Form weder erbeten noch sie jemals erhalten. Vor eine bereits vollzogene Tatsache gestellt, nahm der Bundesvorstand eine zunächst abwartende Haltung ein, weil er Herrn Herberth als Referenten zu gewinnen hoffte, doch wurden die Bedenken gegen die redaktionelle Tätigkeit des Herrn Herberth sowohl diesem wie auch Herrn Philippi durch Mitglieder des Bundesvorstands mitgeteilt.
3. Der 2. Vorsitzende unseres Hilfskomitees Herr Philippi verweigerte seinem Hauptgeschäftsführer die Zustimmung zur Annahme des ihm angebotenen Referats im Bundesvorstand, dagegen verbot ihm Herr Philippi nicht, im Rahmen anderer Landsmannschaften deren Blatt zu leiten, obwohl es sich im ersten Fall um eine Arbeit für unsere Landsleute gehandelt hätte, der zweite aber ein Konkurrenzblatt unseres "Südost-Echos" und damit auch des "Lichts der Heimat", des Hilfs-Komitee-Blattes, betrifft.
4. Herr Philippi beabsichtigt darüber, ob der Hauptgeschäftsführer unseres Hilfskomitees für ein nichtsächsisches Blatt tätig sein darf, am 6.12.1954 den Konventausschuß entscheiden zu lassen, also ein nichtsächsisches Gremium zum Richter in einer innersächsischen Frage zu machen.
5. Herr Herberth hat seinen Aktenvermerk vom 8. November 1954, das heißt: einen Akt unseres Hilfskomitees, der seine Betrachtung der hier

behandelten Sache enthält, Herrn Oberkirchenrat Riedel und dem Sprecher der Ungarndeutschen Landsmannschaft, Herrn Reitingen, abschriftlich zugeleitet. Der Bundesvorstand sieht darin eine weitere und gröbliche Verletzung der Interessen unserer Landsleute, eine Störung der Beziehungen zwischen unserer und den sonstigen südostdeutschen Landsmannschaften und eine Untreue gegenüber der gebotenen landsmännischen Disziplin, was umso schwerer wiegt, als Herr Herberth damit das Hilfskomitee vor fremden Augen in einen Gegensatz zu unserer Landsmannschaft brachte.

Auf Grund dieser Tatsachen beschloß der Bundesvorstand einstimmig, ab sofort die Versendung des Hilfskomitee-Blattes "Licht der Heimat" im "Südost-Echo" einzustellen. Sollten freilich die Vorsitzenden des Hilfskomitees Herrn Herberth zur Aufgabe seiner Mitarbeit am "Südost-deutschen" veranlassen, so wäre für den Bundesvorstand eine neue Sachlage geschaffen.

für den: Bundesvorstand der Landsmannschaft
der Siebenbürger Sachsen
in Deutschland e.V.

ikgs